Gutenberg und seine berühmtesten Nachfolger im ...

Alfred Börckel

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
LIBRARY SCHOOL

Digitized by Google

Digitized by Google

Gutenberg

und seine berühmtesten Nachfolger

im ersten Jahrhundert der Typographie.

Digitized by Google

Klimsch's Graphische Bibliothek.

Eine Sammlung

von

Lehrbüchern aus allen Gebieten der graph. Künste.

Erschienen sind:

Band I: *Die Praxis der modernen Reproduktionsverfahren.* 1. Aufl. 1898. 8°. geb. M. 3.—.

Band II: *Rezept-Sammlung aus dem photomechanischen Betriebe der technischen Lehr- und Versuchs-Anstalt von Klimsch & Co.* 1. Aufl. 1898. geb. M. 2.—.

Band III: *Farbe und Papier im Druckgewerbe.* 1900. geb. Mk. 3.—.

Band IV: *Der lithographische Umdruck.* 1. Aufl. 1900. 8°. geb. M. 3.—.

Band V: *Gutenberg und seine berühmtesten Nachfolger im ersten Jahrhundert der Typographie nach ihrem Leben und Wirken dargestellt.* Mit 50 Illustrationen und einem Titelbilde Gutenbergs. 1. Aufl. 1900. 8°. geb. M. 3.—.

In Vorbereitung:

Band VI: *Der Satz und die Behandlung fremder Sprachen.* 2. Auflage.

Band VII: *Anfangsgründe für Schriftsetzerlehrlinge.* 3. Aufl.

Frankfurt a. M.

Verlag von Klimsch & Co.

GUTENBERG.

Digitized by Google

Gutenberg

und seine

Berühmtesten Nachfolger

im ersten Jahrhundert der Typographie

nach ihrem Leben und Wirken dargestellt

von

Alfred Börckel.

Mit einundfünfzig Abbildungen.

Frankfurt a. M.
Verlag von Klimsch & Co.
1900.

LIBRARY SCHOOL

Hofbuchdruckerei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Z 126
G9B62
Library
School

Vorwort.

Die im 26. und 27. Jahrgang (1899—1900) des „Allgemeinen Anzeigers für Druckereien“ unter den Titeln: „Gutenbergs Leben und Werk“ und „Berühmte Buchdrucker im ersten Jahrhundert der Typographie“ veröffentlichte Artikel-Serie erscheint hier auf vielseitigen Wunsch als Buchausgabe und zugleich als fünfter Band von „Klimschs graphischer Bibliothek“. Sie ist nach den Ergebnissen der neuesten Forschung an zahlreichen Stellen ergänzt und erweitert, enthält zum Teil noch wenig oder gar nicht bekannt gewordene Thatsachen, und soll aus Anlass der fünfhundertjährigen Geburtstagsfeier Gutenbergs allen Jüngern und Verehrern seiner Kunst eine Auswahl der ältesten oder hervorragendsten Typographen aus der Zeit des Frühdrucks in Wort und Bild vorführen.

Hoffentlich findet der neubearbeitete Inhalt in Buchform die gleiche Anerkennung, wie sie bereits die vorangegangene Artikel-Serie in weiten Kreisen gefunden hat.

Mainz im Frühling 1900.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

1 Johann Gutenberg.

I. Gutenbergs Leben . . . . . 1—12

II. Gutenbergs Werk . . . . . 13—73

a) Das Drucken vor Gutenberg 13

b) Die Typographie 17

c) Die Presse 23

d) Pergament und Papier 28

e) Die Buchdruckerschwärze 35

f) Die älteste Druckerpraxis 37

g) Die frühesten Druckwerke 52

h) Die Ausbreitung der Typographie 62

i) Der Ruhm der Erfindung und die unbegründeten Ansprüche darauf 66

2. Peter Schöffer in Mainz 74

3. Albrecht Pfister in Bamberg 85

4. Johann Mentel in Strassburg 90

5. Günther Zainer in Augsburg 97

6. Anton Koberger in Nürnberg 102

7. Heinrich Quentell in Köln 117

8. Christian Egenolff in Frankfurt a. M. 123

9. Hans Lufft in Wittenberg 131

10 Aldus Manutius in Venedig 141

11. Johann Froben in Basel 150

12. Christoph Froschauer in Zürich 160

13. Ulrich Gering in Paris 166

14. Robert Etienne in Paris 172

15. Johann von Westphalen in Löwen 179

16. Johann Singriener in Wien 184

17. Arnald Guillen de Brocar in Alcala 191

18. William Caxton in London 198

19. Johann Snell in Odense und Stockholm 205

20. Valentin von Mähren in Lissabon 207

Verzeichnis der Abbildungen.*)

	Seite
Angeblich ältestes Porträt Gutenbergs. Nach der Mainzer Kopie des (1870 verbrannten) Strassburger Originals (Titelbild).	
Gutenberg zeigt Fust eine Type. Nach dem Relief an Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz (1837)	8
Gutenbergs angebliches Siegel und Wappen	12
Tafeldruck. Aus der Pariser Nationalbibliothek	15
Der Schriftgiesser. Nach Jost Amman (1568)	18
Kölner Type. Nach Madden, „Lettres d'un Bibliographe". IV. Paris 1875	20
Buchdruckerzeichen des Jodocus Badius (1498)	25
Der Buchdrucker. Nach Jost Amman (1568)	27
Wasserzeichen in Gutenberg-Drucken. Aus Dziatzko, Sammlung bibliotbekswissenschaftlicher Arbeiten. IV. Berlin 1890	32
Der Papiermacher. Nach Jost Amman (1568)	34
Farbeballen. Nach einer Spielkarte des 16. Jahrhunderts .	36
Buchdruckerpresse. Nach Lucas Cranach (1520)	42
Buchschrift des 15. Jahrhunderts	50
Theuerdankschrift (1517)	50
Schlussschrift von Gutenbergs Katholikon (1460)	57
Gutenberg durchliest einen Druckbogen. Nach dem Relief an Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz (1837) . .	69
Peter Schöffers Pariser Handschrift. Aus Müller, J., „Ein Autographon P. Schöffers". Königsberg 1869	75
Peter Schöffer. Nach dem Porträt von Sixdeniers im „Gutenberg-Album". Braunschweig 1840	79
Bibeldruck von 1462 mit Fust-Schöffers Druckerzeichen . .	81
Pfister'sche Druckprobe aus dem „Leiden Christi" (um 1460)	86
Johann Mentel. Aus Roth-Scholtzius, Icones bibliopolarum. Norimberg. 1726	91
Aus Mentels deutschem Bibeldruck (um 1466)	93
Zainer'sche Druckprobe aus dem „Plenarium" (1474) . . .	99
Anton Koberger. Aus Roth-Scholtzius	103
Aus Kobergers deutschem Bibeldruck (1483)	107

*) Die meisten Abbildungen sind verkleinert wiedergegeben.

Seite

Das Strassburger Münster. Aus Schedels Chronik, 1493 von Koberger gedruckt 113
Quentell'sche Druckprobe aus der Kölnischen Bibel (um 1479) 119
Kölner Stadtwappen aus Quentell's lateinischer Bibel (1527) 121
Christian Egenolff. 1537. Nach Grotefend „Christian Egenolff". Frankfurt a. M. 1881 125
Egenolffs Druckerzeichen. Nach Grotefend „Christian Egenolff". Frankfurt a. M. 1881 129
Lufft'sche Druckprobe (Titel) aus der ersten Lutherbibel. 1534 133
Hans Lufft. Aus Roth-Scholtzius 139
Aldus Manutius. Aus Roth-Scholtzius 145
Aldus Manutius' Druckerzeichen 148
Johann Froben. Aus Woltmann „Holbein und seine Zeit." I. Leipzig 1874 151
Johann Froben'sches Druckerzeichen 155
Die Narrheit vom Katheder steigend. Nach Holbeins Randzeichnungen zu Erasmus „Lob der Narrheit". Gedruckt bei Froben 1514 155
Christoph Froschauer. Aus Roth-Scholtzius 161
Froschauers ältestes Druckerzeichen 164
Druckprobe aus den Briefen des Gasparino di Bergamo 1470. Herausgegeben von Gering, Friburger und Crantz . . 167
Gerings Büste. Aus Philippe, J., „Origine de l'imprimerie à Paris", 1885 170
Robert Etienne. Nach Theodor Jansson ab Almeloveen „de artis Stephanorum". Amstelaedami 1683 173
Robert Etienne's Druckerzeichen 177
Johann von Westphalen. Aus „Breviarium Jo. Fabri super codicem". Löwen (um 1475) 179
Johann'sche Druckprobe aus der „Legenda S. Annae" (1496) 181
Johann Singrieners Rahmen und Druckprobe. Aus Mayer, A., „Wiens Buchdruckergeschichte", I. 1883 185
Johann Singrieners grosses Druckerzeichen. Aus Mayer, A., „Wiens Buchdruckergeschichte". I. 1883 189
Brocar'sche Druckprobe aus seiner Polyglotten-Bibel. Bd. 2. Alcala 1517 194
William Caxton. Nach Lewis' „Life of Mayster Wyllyam Caxton". London 1737 199
Caxtons Monogramm 201
Druckerzeichen des Valentin von Mähren und des Nikolaus von Sachsen. Aus der „Zeitschrift für bildende Kunst". X. Leipzig 1898/99 209

1. Johann Gutenberg.

I. Gutenbergs Leben.

Vielfach umstritten und in Dunkel gehüllt ist noch immer der Lebensgang des grössten Lichtverbreiters aller Zeiten und Völker, und weder das Geburtsjahr, noch der Todestag Gutenbergs sind bekannt. Woher dieses Dunkel bei dieser Weltleuchte?, warum dieser Schleier vor dem Bilde eines Mannes, der mit seinen „Bleisoldaten“ alle Kulturlande erobert und durch seine Kunst dem Worte Flügel verliehen hat? — Als Antwort darauf giebt es nur Vermutungen, keine Gewissheit. Vielleicht wollte Gutenberg unbekannt bleiben aus Rücksicht auf seine finanzielle Notlage oder zur besseren Wahrung seines Kunstgeheimnisses — vielleicht auch verbot ihm sein Patrizierstolz, sich öffentlich zur Ausübung eines Gewerbes zu bekennen, oder seine spätere Erblindung hinderte ihn daran. — Dass seine Gehilfen von ihm schwiegen, erklärt sich aus egoistischen Gründen, — sie wurden fast alle reich, während der Erfinder verarmte — und litterarischen Kreisen, aus welchen sonst wohl mehr über den grossen „Schwarzkünstler“ bekannt geworden wäre, hielt seine rastlose Thätigkeit auf mechanischem Gebiete ihn fern. Es ist daher nur wenig biographisches Material über den Meister vorhanden, ja über seine Kindheit und Jugend fehlt sogar jede Nachricht.

Gutenberg gehörte väterlicherseits dem Patriziergeschlechte der Gensfleisch (auch Gänsefleisch) an, einem der angesehensten in der freien Stadt Mainz, das sich in verschiedene, nach ihren Wohnhöfen benannte, Stämme abzweigte. Die Gensfleisch standen während der häufigen Streitigkeiten zwischen den Patriziern und den Zünften, wie zwischen der Stadt und den Erzbischöfen, wiederholt an der Spitze der Geschlechter. So ward bereits im Januar 1332 ein „Friele zu dem Gensefleisch“ mit vielen Genossen vom Kaiser Ludwig geächtet und in eine hohe Geldstrafe genommen wegen der Zerstörung von Stiftshöfen in und bei Mainz. Trotzdem erscheint Friele noch vor Ablauf desselben Jahres mit seinen Söhnen wieder als Haupt des Stadtadels in einem Streite mit der Bürgerschaft.

Das alte Stammhaus der Gensfleisch lag in der Marktgasse (jetzt grosse Emmeransstrasse Nr. 23) und ging schon 1430 zum Teil in anderen Besitz über; später wurde an seiner Stelle der „Wambolder Hof“ errichtet, ein Gebäude, das in seiner jetzigen Gestalt erst seit 1702 vorhanden ist. Ein Vorfahr des Erfinders, Peter zum Gensfleisch, war mit einer Agnes zum Jungen, ein anderer, Friele, mit einer Grethe zur Laden verheiratet, woraus die nahe Verwandtschaft Gutenbergs mit diesen Familien erhellt. Gutenbergs Vater, Friele, wohnte ursprünglich im Hause „zur Laden“ in der Kantengiessergasse (heute Schusterstrasse Nr. 16—18), neben dem „Hof zum Humbrecht“, und führte nach diesem Familienhause den Beinamen. Friele zur Laden bekleidete das Ehrenamt eines städtischen Rechenmeisters, erscheint noch urkundlich am 26. Februar 1418 als Zeuge für seine Schwester Katharina, Witwe Peter Schlüssels, und starb 1419. Gutenbergs Mutter hiess Else und war eine Tochter des Werner Wyrich; sie verkaufte 1425 ein Haus mit Garten und war 1433 nicht mehr am

Leben. Ein älterer Bruder des Erfinders, wie der Vater Friele genannt, lebte seit 1430 mit Else, einer Tochter des Jakob Hirtz verheiratet — eine andere Tochter des Hirtz, Liebichen, hatte Gutenbergs Vetter, Dietrich Schlüssel, zum Mann — in Eltville, wo die Familie ebenfalls begütert war. Er starb vor 1448 und hinterliess zwei Kinder. Eine Schwester Gutenbergs, Else, war die Frau des Klaus Vitzthum (dessen 1442 als geschworener Baumeister in Mainz Erwähnung geschieht). Eine Base Gutenbergs, Hildegard, Tochter seines Onkels Ortlieb Gensfleisch zur Laden, war mit dem Mainzer weltlichen Richter Johann von Molsberg verheiratet. Aus diesem Zweige der Gensfleisch leben heute noch, als die letzten, mit dem Erfinder blutsverwandten Nachkommen, zwei Brüder. Der ältere, Freiherr Paul von Molsberg auf Langenau bei Mainz, ist als einer der bedeutendsten Obstzüchter Deutschlands, der jüngere, Freiherr Heinrich von Molsberg in Stuttgart, als General der Artillerie z. D. und Generaladjutant des Königs von Württemberg bekannt. Ein Stiefonkel Gutenbergs endlich ist in dem Mainzer weltlichen Richter Johann Leheimer nachgewiesen, dessen Mutter als Witwe die Gattin des Werner Wyrich, also Gutenbergs Grossmutter, wurde.

Der „Hof zum Gutenberg", in welchem der Erfinder höchst wahrscheinlich das Licht der Welt erblickte, lag an der Christophskirche (jetzt Christophsstrasse Nr. 2 und $2^1/_{10}$) und gehörte schon 1391 zur Hälfte einem Gliede der Familie zum Jungen. In der Teilung mit seinen Geschwistern fiel das Haus an Friele zur Laden, Gutenbergs Vater, der von da ab noch seinem Namen die Bezeichnung „zu Gutenberg" anfügte. Im Jahre 1462 nahm das Gebäude Kurfürst Adolf von Nassau in Besitz, 1633 wurde es durch die Schweden zerstört, 1661 von dem Kanzler Mehl wieder aufgebaut, 1666 kam es an die Universität und diente zu Hörsälen und als

Bibliothek, später war ein Café darin, seit 1808 besass es die Kasino-Gesellschaft „Hof zum Gutenberg", 1894 brannte es ab und jetzt stehen Privathäuser an seiner Stelle.

Der Taufname des Erfinders, Johann, lautete in Koseform entweder Henne, Hennle oder Henchin (= der junge Johann), und sein voller Name müsste demnach heissen: Johann Gensfleisch zur Laden zu Gutenberg, während er gewöhnlich nur Johann Gutenberg heisst.

Da die Eheberedung seiner Eltern im Jahre 1386 stattgefunden hat und der Erfinder vermutlich das dritte Kind war, fällt seine Geburt wahrscheinlich in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Als Spross der reichbegüterten Gensfleisch mag er eine gute Erziehung genossen und, nach damaliger Sitte, einen Hausgeistlichen zum Lehrer gehabt haben. Gutenbergs Familie zählte zu den alten Geschlechtern von Mainz, welche Münzrechte besassen und übten, so dass ihm schon frühe Gelegenheit geboten war, einen Einblick in die seiner Erfindung technisch so nahe Kunst des Münzens zu gewinnen. Infolge der ewigen Streitigkeiten zwischen Patriziern und Zünften daheim, sah sich Gutenberg gezwungen, die Vaterstadt zu verlassen; wohin er zunächst sich begab — ob nach Eltville oder in die Niederlande — bleibt ungewiss, urkundlich ist sein Aufenthalt erst in Strassburg seit 1434 festgestellt. Und doch wäre es von grösster Wichtigkeit, aus dem Vorleben des Erfinders Anhaltspunkte für seine spätere Thätigkeit zu gewinnen! Hat er, der Junker aus ahnenreichem Patriziergeschlechte, sich frühe schon für mechanische Künste interessirt und darin geübt? Oder zwang ihn erst die Not in der Fremde zu mechanischen Arbeiten, und entdeckte er durch langes Grübeln oder durch einen unerwarteten Zufall das Wesen seiner Kunst? — Auch

diese und ähnliche Fragen werden wohl ohne befriedigende Antwort bleiben müssen.

In Strassburg lebte Gutenberg von 1434—1445 mit der Ausübung technischer Künste, wie Steinepolieren, Spiegelfabrikation zur Aachener Wallfahrt und Goldschmiede-Arbeiten, beschäftigt, die er auch Andere gegen Entgelt lehrte. Ausserdem betrieb er noch eine streng geheim gehaltene Kunst in Gemeinschaft mit Hans Riffe, Vogt von Lichtenau, und den Strassburgern Andreas Dritzehn und Andreas Heilmann, von welchen der Letztgenannte Mitbesitzer einer Papiermühle war. Dieser Umstand scheint noch viel zu wenig beachtet, denn was lag näher, als dass sich ein Buchdrucker mit einem Papierfabrikanten in Verbindung setzte? —

Während der Vertragszeit starb Dritzehn, und dessen Erben strengten nun einen Prozess gegen Gutenberg an. Aus den im vorigen Jahrhundert entdeckten, bei dem Brande der Strassburger Bibliothek 1870 aber mitverbrannten, Prozessakten geht nun fast mit Gewissheit hervor, dass es sich hier bezüglich der geheimen Kunst um erste Druckversuche gehandelt haben muss, denn es ist dabei wiederholt vom „Drucken“ und von einer „Presse“ die Rede. Der Prozess ward zu Gunsten Gutenbergs entschieden und sein Geheimnis blieb bewahrt, dennoch litt er nach wie vor an Geldnot und nahm vom St. Thomaskapitel ein Darlehen, dessen Zinsen er später schuldig bleiben musste und nie gänzlich entrichten konnte, während er sich andererseits wieder für Dritte verbürgte und von Mainz eine kleine Leibrente bezog.

Gesellschaftlich verkehrte Gutenberg in Strassburg vornehmlich mit Rittern und Geistlichen, seine Geschäftsteilnehmer bewirtete er zwar manchmal in seiner Wohnung, hatte aber sonst keinen Umgang mit ihnen.

Ob Gutenberg verheiratet und Nachkommenschaft aus dieser Ehe vorhanden war, ist ungewiss. Im Jahre

1437 klagte eine Anna zu der eisernen Thüre (Ennel zu der iseren Thür), die Letzte eines elsässischen Adelsgeschlechtes in Strassburg, vor dem bischöflichen Richter gegen Gutenberg, anscheinend wegen Bruch des Eheversprechens. Hierdurch, und weil nach einem Steuervermerk Gutenberg vom Jahre 1443 an seine Taxe für zwei Personen entrichtete und es ferner im Strassburger Pfennig-Zollbuch einmal heisst, dass „diesen Zoll gegeben habe Ennel Gutenbergen", gewann die Annahme von Gutenbergs Heirat an Wahrscheinlichkeit.

Da Gutenberg nicht Vollbürger von Strassburg, sondern nur „Hintersass" war und gewerbsmässig als „Zugeselle" der Goldschmiedezunft angehörte, kann er auch nicht, trotz eines Eintrags im Zollbuch, „Constofler" gewesen sein, sondern nur „Nachconstofler". Die Constofler in Strassburg waren Mitglieder einer lokalen Innung, zu welcher diejenigen Bürger zählten, die nicht als Gewerbtreibende einer Handwerkszunft zugeteilt waren: die edlen und reichen Bürger aus dem höheren Kaufmannstande und solche, die von den Renten aus Grundbesitz lebten, endlich, in älterer Zeit, auch unzünftige Gewerbtreibende. Gutenberg wohnte in Strassburg zu Sankt Arbogast, ausserhalb der Stadtmauer, bei dem sogenannten „Grünen Berge", auf einer Illinsel. Zu Sankt Arbogast „usswendig des Klosters" hiess aber auch die ganze, jetzt „Grüneberg" genannte Gegend, und wahrscheinlich in einem der dortigen, zum Kloster gehörenden Gebäude, nicht im Kloster selbst, hatte sich der Erfinder niedergelassen und eingerichtet.

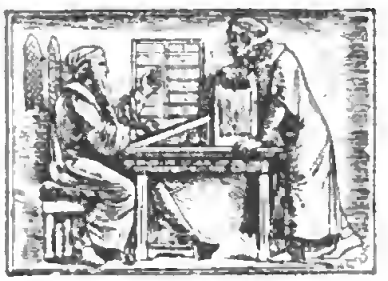
Seine ganze Habe lässt sich in Strassburg, da er der Stadt nur für ein halbes Pferd aufzukommen hatte, auf 400 bis 600 Pfund Heller Wert berechnen, ein selbst für damals sehr bescheidenes Besitztum, welches dem reichen Patriziersohn aus seinen Versuchen und Unternehmungen geblieben war. Dennoch arbeitete der oft

enttäuschte Erfinder unentmutigt weiter, bis ein kriegerisches Ereignis seine friedliche Thätigkeit unterbrach.

Bereits im Jahre 1439 hatten 10000 Armagnaken (französische zügellose Soldknechte, auch Leuteschinder genannt) das Elsass plündernd und verwüstend durchzogen, über hundert Dörfer in Asche gelegt und Strassburg bedroht. Nun wiederholten sie ihren Raubzug und rückten am 18. September 1444 vor die Mauern Strassburgs und plünderten Sankt Arbogast. Gutenberg, dessen Name in dem Verzeichnisse der zur Verteidigung der Stadt Bestimmten vorkommt, muss bald darauf Strassburg verlassen haben, aber wohin er jetzt zuerst sich begab, ist wieder nicht bekannt, vermutlich richtete er seine Schritte nach der Vaterstadt.

In Mainz erscheint er urkundlich erst im Jahre 1448. Damals zählte die Stadt, obgleich Sitz des mächtigsten Kirchenfürsten in Deutschland, des Primas und Erzkanzlers des Reichs, nur etwa 6000 Einwohner und stand in gewerblicher Hinsicht hinter Strassburg zurück. Hervorragend war Mainz dagegen als Stapelplatz und Lagerstatt für die Schiffahrt und den Warenverkehr auf dem Rhein und Main, und bemerkenswert die grosse Zahl seiner Goldschmiede (29 gegen 16 in Strassburg). Aber auch hier lächelte Gutenberg nicht das Glück. Seine erste bekannt gewordene Handlung in Mainz war eine Kapitalaufnahme von 150 Gulden. Vermutlich galt diese Anleihe neuen Versuchen oder Vorbereitungen zur Ausführung der Typographie, sie reichte aber wahrscheinlich nicht aus, denn bereits im folgenden Jahre, 1449, ging Gutenberg mit dem Mainzer Kapitalisten Fust eine für ihn verhängnisvolle Verbindung ein. Fust lieh ihm nämlich 800 Goldgulden, wofür demselben das herzustellende Geräte als Unterpfand verblieb. Aber Fust begnügte sich nicht damit, Geldschiesser zu sein, er wollte auch, nachdem er gewiss vorher sich von der

Rentabilität der Erfindung überzeugt hatte, Teilnehmer am Gewinn werden. Er erklärte sich daher bereit, jährlich 300 Gulden Betriebskapital nebst den erforderlichen Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier und Druckfarbe vorzustrecken. Gutenberg liess Fust gegenüber die nötige Vorsicht ausser acht, ging auf dessen Vorschlag ein und bewilligte ihm für jenes Darlehen schriftlich Zinsen, weil Fust mündlich versprochen hatte, von einer wirklichen Zinsenberechnung abzusehen. Die Folgen dieser Vertrauensseligkeit Gutenbergs gegenüber dem geriebenen Gläubiger zeigten sich bald; Fust lernte in dem jungen Kleriker Peter Schöffer aus Gernsheim eine tüchtige Kraft kennen und beschloss, Gutenberg, dessen Geheimnis er nun genügend kannte, durch ersteren, der bald auch sein Schwiegersohn wurde, zu ersetzen.



Relief: Gutenberg zeigt Fust eine Type.

Es kam zum Streit, und um das Jahr 1454 klagte Fust sein vorgeschossenes Kapital mit Zinsen und Zinseszinsen, zusammen 2026 Gulden, ein. Gegen sein mündliches Versprechen, keine Zinsen zu berechnen, schützte sich Fust auf raffinierte Art, indem er selbst das Geld gegen 6% Zinsen entlieh und sogar einmal 36 Gulden Wucherzins zahlte. Infolge der gerichtlichen Verhandlung liess Fust zwar von der ursprünglichen Forderung 50 Gulden nach, verlangte dagegen von den verbleibenden 1500 Gulden um so entschiedener seine 6%.

Das Mainzer Gericht legte Fust einen Eid auf, dass er das vorgeschossene Kapital nicht von seinem eigenen Gelde geliehen, sondern selbst gegen Zins aufgenommen habe. Fust leistete am 6. November 1455 diesen Eid, und das unter dieser Bedingung gegen Gutenberg ge-

fällte Urteil erhielt damit die Rechtskraft. So war dem Fust nun eine Forderung von über 2000 Gulden zugesprochen und Gutenberg jetzt ganz in seiner Gewalt. Wann und wie sich beide auseinandergesetzt haben, ist in Dunkel gehüllt, wahrscheinlich ging das wertvollste Material des Erfinders in Fusts Besitz über und ermöglichte die Errichtung einer zweiten, der Fust-Schöfferschen Druckerei, aus welcher schon bald das erste gedruckte Buch mit vollständigem Datum (14. August 1457), das prachtvolle Psalterium, hervorgegangen ist.

Ob Gutenberg nach seiner Trennung von Fust sich vorübergehend und neue Hilfe suchend in Strassburg aufgehalten hat, ist nicht erwiesen, sicher ist, dass der jetzt in die äusserste Bedrängnis geratene Erfinder noch einmal, und zwar durch den Mainzer Stadtsyndicus Dr. Humery, finanzielle Unterstützung fand. Mit Hilfe dieser Unterstützung druckte Gutenberg im Jahre 1460 sein letztes bekannt gewordenes Werk, das „Katholikon", zwei Jahre darauf unterbrach der Kurstreit zwischen dem vom Papste abgesetzten Erzbischof, Grafen Diether von Isenburg, und dem an seiner Stelle ernannten Grafen Adolf von Nassau die Ausübung der Buchdruckerkunst in Mainz.

Am 28. Oktober 1462 gelang es den Nassauern, durch einen verräterischen Ueberfall die Stadt, deren Bewohner grösstenteils zu Diether hielten, einzunehmen, wobei an 150 Häuser in Flammen aufgingen. Gutenberg scheint bei diesem Streite, durch welchen die Mainzer ihre Freiheit verloren, sich entweder zu Adolf, oder doch neutral gehalten zu haben, sonst hätte ihm der neue Kurfürst wohl schwerlich seine Gunst zugewandt, indem er sich, drei Jahre nach der oben erwähnten Katastrophe, des vielgeprüften Erfinders annahm, und ihn, wahrscheinlich auch in Rücksicht auf Gutenbergs Bedrängnis und Erfindung, zum kurfürstlichen Hofdienstmann ernannte.

Als solcher blieb er sowohl von jeder eigentlichen Dienstleistung befreit, als auch geschützt gegen jede „Beschlagnahme von Leib und Gut“ durch seine Gläubiger, und konnte seinen Lebensabend in Ruhe beschliessen.

Freilich, viel war es nicht, was dem Meister seine neue Ehrenstelle einbrachte: jährlich ein Kleid, zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein — und zwar als ein Gnadengeschenk, nicht als berechtigte Forderung — damit musste sich der Mann begnügen, dessen Erfindung seine Nachfolger um ungezählte Millionen bereichert hat. In Mainz hatte Gutenberg nach der Zimmernschen Chronik in der „Algesheimer Bursch“ gewohnt. „Zum Algesheimer“ hiess aber damals ein geräumiges Gebäude dicht hinter der St. Christophskirche (jetzt Nr. 3, Ecke der hintern Christophsgasse), und mit dem Christophspfarrer, Peter Günther, welcher als Zeuge im Fustschen Prozess für Gutenberg genannt wird, scheint er freundnachbarlich verkehrt zu haben, wie er auch als Mitglied der St. Viktorsbruderschaft in Mainz Beziehungen zur Geistlichkeit unterhalten hat.

Nach seiner Bestallung durch den Kurfürsten, der nicht in Mainz, sondern zwei Stunden rheinabwärts in Eltville residierte, siedelte Gutenberg wohl dorthin über. In diesem Rheinstädtchen, in welchem auch sein Bruder Friele mit Familie gewohnt hatte, unterrichtete er noch seine Verwandten, die Brüder Bechtermünze, in der neuen Kunst, und dort starb er wahrscheinlich auch. Wimpheling, der elsässische Humanist (1450—1528), welcher enge Beziehungen zu Mainz unterhielt, erzählt, Gutenberg sei infolge Alters erblindet. Durch diese glaubwürdige Nachricht hätte das Missgeschick des erleuchteten Schwarzkünstlers seinen tragischen Höhepunkt erreicht, und das Dunkel, welches sein Leben verhüllt, würde zum Teil begreiflich. — Im Februar 1468 — sein Todestag blieb, wie sein Geburtstag, unbekannt

— weilte Gutenberg nicht mehr unter den Lebenden, und nicht einmal die Typen, welche ihm zuvor der Tod aus der Hand genommen hatte, hinterliess er als sein Eigentum, sie wurden an Dr. Humery, dem sie verpfändet waren, wieder ausgeliefert. Aus einer Inschrift seines Verwandten Adam Gelthuss (um das Jahr 1499) geht hervor, dass Gutenbergs sterbliche Hülle in der Franziskanerkirche zu Mainz beigesetzt worden ist.

Diese lateinische Inschrift lautet auf deutsch:

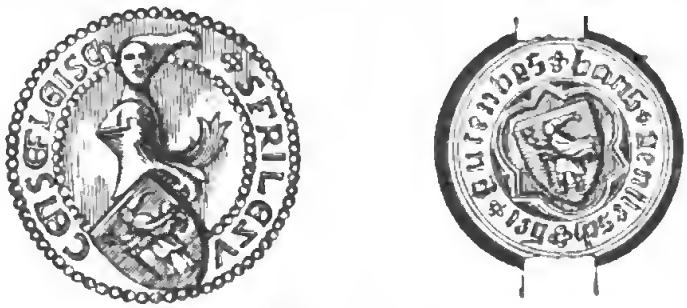
> „Dem Johann Gensfleisch, Erfinder der Buchdruckerkunst, der sich um alle Völker und Sprachen höchst verdient gemacht hat, setzte zu seines Namens Unsterblichkeit dieses Denkmal Adam Gelthuss. Seine Gebeine ruhen friedlich in der Kirche des heiligen Franziskus zu Mainz."

Die Franziskanerkirche (auch Minoriten- oder Barfüsserkirche genannt) wurde 1253 erbaut und nebst dem anstossenden Kloster bis 1577 von den Franziskanern benutzt. Sie lag gegenüber der Fustschen Druckerei und dem Gensfleischschen „Hof zur Laden" und dehnte sich über die heutige Schöfferstrasse nach dem Theater und dem Universitätsgebäude (jetzt höhere Töchterschule) aus. Mehrere Mainzer Patriziergeschlechter, darunter die Gensfleisch, sollen in der Kirche Familienbegräbnisse besessen haben. Seit 1577 den Jesuiten eingeräumt, hiess sie fortan Jesuitenkirche; sie ward 1742 abgerissen, 1746 neu erbaut, 1793 durch die Beschiessung der Stadt in Brand gesteckt und in den Jahren 1809—16 gänzlich abgetragen. An Stelle des Gotteshauses mit seinem Kloster stehen hente Geschäftshäuser und kein sichtbares Zeichen erinnert mehr an des unsterblichen Erfinders Grab.

Von Gutenbergs äusserer Erscheinung ist kein Bild aus seiner Lebenszeit bekannt; es soll aber ein solches

gegeben haben, und nach demselben das älteste bekannte Portrait des Meisters gemalt worden sein, welches 1870 mit der Strassburger Bibliothek verbrannte. — Dieses Portrait — die Mainzer Stadtbibliothek besitzt seit 1832 eine gute Kopie desselben — diente vielen späteren Gutenbergköpfen zum Vorbild, und auch Thorwaldsen benutzte es, als er die Statue für Mainz modellierte.

Das Familienwappen der Gensfleisch und zugleich Gutenbergs angebliches Siegel zeigt einen schreitenden



Siegel Gutenbergs.

Pilger oder Bettler in kurzem Rock. Auf dem Rücken trägt er einen Mantel und in der Linken einen Stab, während die Rechte eine Schale emporhält. Mit des Erfinders materieller Not stimmt dieses Wappenbild merkwürdig überein. Wie viel aber auch Gutenberg auf seiner Lebensreise zu kämpfen und zu leiden hatte durch Habsucht, Missgunst und Verblendung, er harrte aus, energievoll und zielbewusst, bis seine welterobernde Erfindung gelungen war. So hat er, der einfache Techniker, die segensreichste That des Mittelalters vollbracht, so ward ihm „jedes gedruckte Wort ein Denkmal des Ruhms".

II. Gutenbergs Werk.

a) Das Drucken vor Gutenberg.

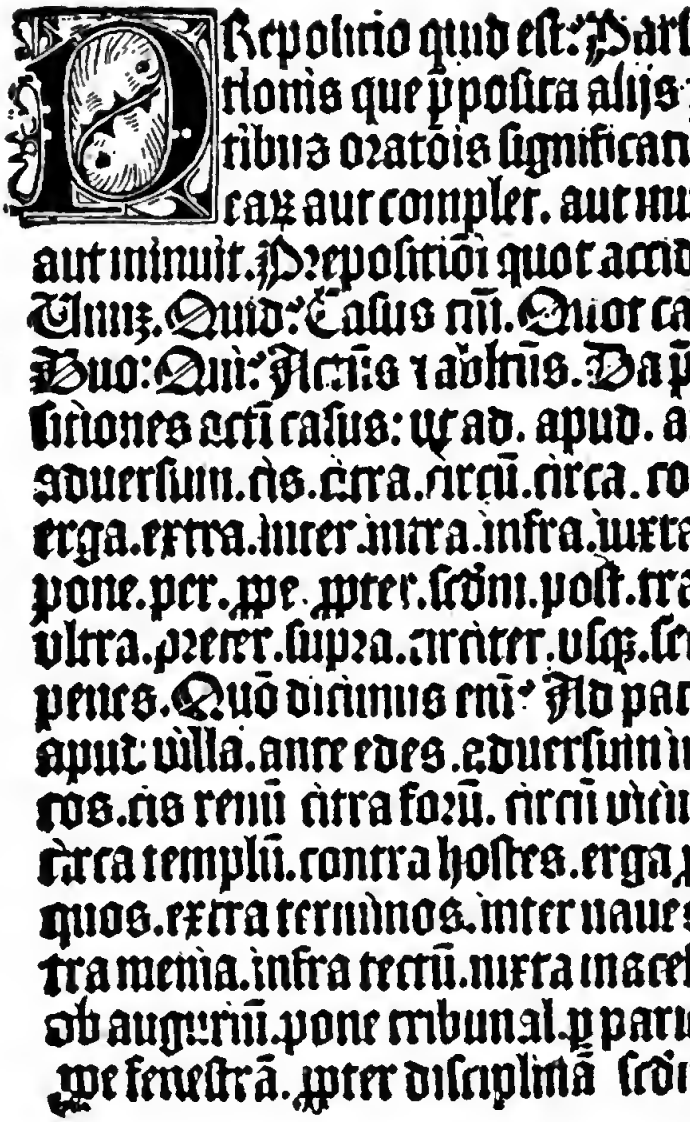
Das Wesen der Erfindung Gutenbergs besteht bekanntlich in der Typographie, also in der Kunst des Buchdrucks mit *beweglichen, gegossenen Metalltypen* auf der Presse. Der Druck allein, und selbst der einfache Buchdruck, war längst zuvor eingeführt und brauchte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr erfunden zu werden. Schon ein halbes Jahrtausend früher haben bereits Chinesen den gewaltigen Buddhakanon gedruckt, und sogar die Deutschen haben lange vor Gutenberg bereits Drucke hergestellt. Aber diese Drucke waren ausschliesslich Holztafeldrucke oder Blockbücher, und nicht auf der Presse, sondern mittelst des Reibers und ohne bewegliche Typen erzeugt, demnach Bürstenabzüge von Holzplatten. Doch selbst mit beweglichen Wortbildern aus gebranntem Thon soll bereits zwischen 1041—1049 ein Schmied Namens Piching in China gedruckt haben. Er trug dabei, so heisst es, auf die Holzplatte mit einem breiten Pinsel eine ziemlich flüssige Farbe auf, legte sodann das Papier darauf und überrieb es mit einer kurzhaarigen, weichen Bürste. Pichings Verfahren geriet aber in Vergessenheit und die Wortbilder verschwanden nach seinem Tode. Als Vorläufer der Typographie dürfen auch in gewissem Sinne bereits die Buchstabenstempel gelten, welche die Babylonier, Aegypter und Griechen, namentlich zu inschriftlichen Zwecken, ebenso wie die aus Metall oder Elfenbein erzeugten Alphabete, welche die Kinder reicher Römer zur Erleichterung des Lesenlernens in Gebrauch hatten. Im Mittelalter bedienten sich die Illuminatoren (= Brief-Ausmaler) gleichfalls der Stempel, um farbige

Initialen in die Bücher einzubrennen, ohne dass es dadurch gelungen wäre, das Schreiben zu verdrängen. Als nach den Kreuzzügen der Handelsverkehr und das Geistesleben im Abendlande einen neuen Aufschwung nahmen, genügte jedoch nicht mehr die Thätigkeit der bücherabschreibenden Mönche, es kamen neben ihnen die Briefmaler und Kartenmacher auf, aus welchen dann wieder die Formschneider und Briefdrucker (= Drucker kurzer Schriften) hervorgegangen sind.

Nachdem aber die Spielkarten aus dem Orient in Europa eingeführt und im vierzehnten Jahrhundert über Frankreich, Italien und Deutschland verbreitet waren, begannen die Kartenmacher, auf Veranlassung der Geistlichkeit, auch Heiligenbilder anzufertigen. Für den Formschneider bestand dabei technisch kein wesentlicher Unterschied, ob er mit dem Messer oder Grabstichel nur *eine* Figur, oder eine ganze Gruppe, ob er *ein* Wort, oder ein ganzes Sprüchlein auszuschneiden hatte. Allmählich druckten daher die Formschneider auch Bilderbücher mit geschnittenem Text (Blockbücher), und endlich sogar kleine Schul- und Volksbücher ohne Text. Auf diese Art entstanden u. a. die im Mittelalter vielverbreitete Armenbibel (= Biblia Pauperum), die neutestamentliche Darstellungen von der Geburt der heiligen Jungfrau an bis zum jüngsten Gericht enthält, und, als der bekannteste Holztafeldruck ohne Abbildungen, ein „Donat“ genannter kurzer Auszug aus der Sprachlehre des römischen Grammatikers Aelius Donatus für Schulzwecke.

Seit der Entstehung des Holzschnittes in Deutschland gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts — 1398 findet sich bereits in Ulm ein Formschneider Ulrich — wurden Bilder und Text in einzelne Holzplatten geschnitten und von letzteren dann zahlreiche Abzüge genommen. Anfänglich konnte nur die eine Seite bedruckt

werden, weil sich das Cliché zu tief ins Papier einprägte, und die freigebliebenen Rückseiten wurden nun



Tafeldruck aus der Pariser Nationaldruckerei.

häufig zusammengeklebt und zu einem Buche vereinigt, während später auch doppelseitige Tafeldrucke gelungen sind. Von den Tafeldrucken in Buchform (xylographische Werke) sind noch über 30 erhalten. Entweder bestehen

dieselben nur aus Bildern, oder nur aus Text, oder sie zeigen Text und Bilder vereint und zwar sind sie vorwiegend religiösen Inhalts. Ausser der Armenbibel und dem Donat seien hier noch erwähnt: Die „Ars moriendi", eine 12 Bogen klein Folio starke „Anleitung selig zu sterben", worin die Versuchungen des Menschen durch den Teufel, welchen der Schutzengel abwehrt, vorkommen; die „Ars memorandi", oder die Kunst, die Erzählungen der vier Evangelisten im Gedächtnis zu behalten (15 gedruckte Holztafeln und 15 Blätter Text); der „Heilsspiegel" (= Speculum humanae salvationis) mit einer Reihe neutestamentlicher Darstellungen; der „Entkrist", die Legende vom falschen Messias enthaltend, und die „Legende des heiligen Meinrad" (= 48 Blätter in 8°); „Die Kunst Ceromantia Dr. Joh. Hartliebs" (= 24 beiderseitig bedruckte Blätter); „Der Kalender des Magisters Johannes de Gamundia" (gedruckt um 1468 auf 11 Foliobogen Text und einer Tafel) und „Der deutsche Kalender von Magister Johann von Kunsperk" (Regiomontanus) um 1473. Von letzterem existieren nach dem Druck abgeschriebene Exemplare, ein Beweis, wie teuer damals noch gedruckte Bücher waren.

Zu dem Holzplattendruck gesellte sich anfangs der dreissiger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts eine Art Stempeldruck. Geschickte Buchbinder (wie F. Falk „Gutenberg, seine Person und seine Erfindung", Mainz 1900 ausführt), darunter zwei Dominikaner zu Nürnberg, Konrad Forster von Ansbach und Johann Wirsing von Eichstädt, sowie der Kaplan Johann Richenbach aus Geislingen, stellten Bucheinbände aus Leder her und drückten denselben Inschriften bis zu 20 Wörtern ein, wobei sie sich für jeden Buchstaben eines besonderen Stempels bedienten. Jeder neue Einband erforderte aber ein neues Aufsetzen der Stempel, und somit

fehlte diesem Verfahren noch die Hauptsache, der Vorteil der Vervielfältigung, wenn es auch schon einen Schritt näher zur Typographie bedeutet.

b) Die Typographie.

Dass Wesen und Wert der Typographie schon bald nach ihrer Erfindung erkannt und gewürdigt wurden, bekunden zahlreiche Aussprüche von zeitgenössischen Fachleuten und Gelehrten. Allen voran geht hier der Erfinder selbst, welcher in der berühmten Schlussschrift zu seinem „Katholikon“ 1460 erklärt: „nicht mit dem Rohr, dem Griffel oder der Feder, sondern durch das wunderbare Zusammenwirken der Formen und Patronen“ sei das Werk geglückt. Aehnlich heisst es in der Schlussschrift zu dem Fust-Schöfferschen Psalterium 1457: „Eine kunstreiche Erfindung, ohne irgend einen Gebrauch der Feder Lettern zu bilden und (Bücher) zu drucken.“ Deutlicher noch äusserten sich Bernardo Cennini in Florenz 1471; „Gedruckt mit Lettern, die mit Stempeln vorher eingeschlagen und sodann gegossen worden sind;“ Johann Zainer in Ulm 1474: „Gemacht nicht mit der Feder, sondern mit Metalltypen,“ und Georg Hussner in Strassburg 1476: „Gedruckt mit künstlich aus Metall geschnittenen Lettern.“ Nic. Jenson in Venedig, † 1480, rühmt sogar in einer Schlussschrift: „Mit Lettern gedruckt, die mit *göttlicher Kunst* geschnitten und gegossen worden sind,“ und Quinto Aemiliano aus Vicenza dichtete 1483 in Venedig also:

„Wer zuerst lateinische Zeichen in Erz hat gestaltet,
Und uns die heilige Schrift lehrte zu schreiben in Erz,
Hat der nicht übertroffen die Kunst des gepriesenen Myron,
Phidias' Venus selbst und Parrhasius Zeus?
Er hat, glaube ich, auch des Dädalus Mühen bewältigt,
Er hat, glaube ich, auch Pallas Hände gehabt.“

Nach vorstehenden Zeugnissen bestand das Geheimnis der Typographie in der Herstellung des Typensatzes und in dessen Abdruck, und weil diese Technik zuerst geheim gehalten wurde, ist wenig von ihren Anfängen bekannt. Besonders bei dem wichtigsten Teil der Erfindung, der Schriftgiesserei, bleibt noch manches unaufgeklärt. Eine Zeichnung: „Der Schriftgiesser“,

Der Schriftgiesser nach Jost Amman (1568).

von Jost Amman 1568, begleitet Hans Sachs mit folgendem Reim:

„Ich geuß die Schrift zu der Druckrey,
Gemacht aus Wißmat Zin und Bley,
Die kan ich auch gerecht justiern,
Die Buchstaben zusamm ordiniern,
Lateinisch und Teutscher Geschrifft
Was auch die Griechisch Sprach antrifft
Mit Versalen, Puncten und Zügen
Daß sie zu der Truckrey sich fügen.“

Die Abbildung zeigt einen Giesser, vor einem niedrigen Ofen sitzend, in welchen die Giesspfanne eingelassen ist, und umherliegende Werkzeuge. Neben dem Giesser steht die Mulde mit fertigen Typen, an welchen noch der Anguss haftet. Auf einem Wandbrett finden sich Siebe, Tiegel und Giessinstrumente angereiht. Mit den Sieben wurde der Sand gesiebt, in welchem die grossen Buchstaben und die aus Messing gefertigten Metallstangen ihre Form erhielten. An der Seite des Giessinstrumentes ist ein Loch zum Durchstecken der Mutterform für die Dauer des Buchstabengusses bemerkbar. Die ersten Stempel mögen aus Holz gewesen und erst spätere aus Metall angefertigt worden sein, wobei die Matern durch Eindrücke in die halberstarrte Masse entstanden, bis zuletzt für die Stempel Stahl und für die Matern Kupfer Verwendung fand.

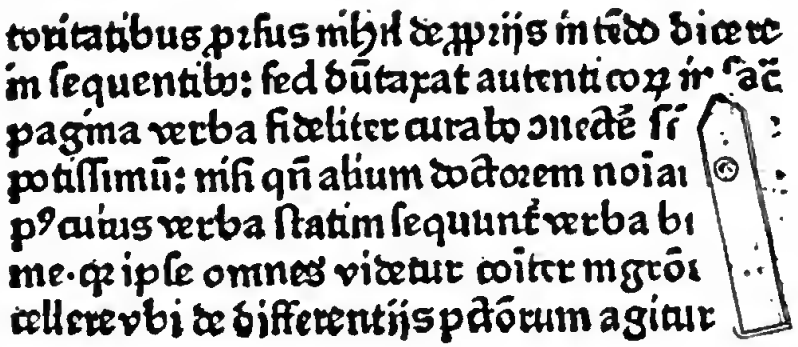
Blei und Zusätze wie Antimon, Zinn und Kupfer, bildeten schon im fünfzehnten Jahrhundert die Bestandteile der gegossenen Typen, wie nachstehende Preisliste im Ausgabenbuch der Florentiner Klosterdruckerei (St. Jakob 1474—1483) ausweist.

Materiale.	Preise.	
Stahl	2.8.0	
Metall (Antimon?)	11.0	Die Preise verstehen
Messing	12.0	sich per Pfund und als
Kupfer	6.8	Münze gilt die toska-
Zinn	8.0	nische Lira.
Blei	2.4	
Eisendraht . . .	8.0	

Stahl, Messing und Eisendraht dienten zur Herstellung der Instrumente und Stempel. 1476 kaufte genannte Druckerei von Johann Peters aus Mainz für 10 Goldgulden Matrizen zu einer römischen Schrift, und 1478 zahlte der Goldschmied Benvennto Cellini 110 Lire

für die Stempel dreier Schriftgattungen, zweier römischen und einer gotischen.

Im fünfzehnten Jahrhundert ist noch kein richtiges „Kegelsystem“ wahrnehmbar, die Grösse der Typen richtete sich damals nach den Eigentümlichkeiten des vorliegenden Manuskripts. Den Wert verschiedener Schriftgrade hatten die ersten Buchdrucker noch nicht erkannt oder, bei der Kostspieligkeit der Giessinstrumente für jede besondere Schrift, dieselben so eingerichtet, dass sie sowohl auf Kegelhöhe, wie auf Buchstabenweite sich stellen liessen. Leider ist von den



Kölner Type.

Millionen Typen aus der Frühzeit des Buchdrucks nicht ein einziges Exemplar erhalten geblieben, dagegen wurden durch Zufall mehrere Abdrücke von Inkunabeltypen in voller Grösse festgehalten. So hat ein zwischen 1476 und 1482 in der Konrad Winter'schen Offizin zu Köln beschäftigter Drucker beim Einschwärzen einer vielleicht zu locker geschlossenen Schriftform mit dem Farbeballen einen schwachen Buchstaben herausgezogen, ohne es beim Einfahren der Form zu merken. Hierdurch geriet die liegengebliebene Type durch den Tiegel so fest in die Schrift hinein, und wurde so scharf auf den Bogen abgedruckt, dass sich eine ganz genaue Seitenansicht derselben ergab. Nach Karl B. Lorcks vortrefflichem „Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst“ (Leip-

zig 1882), dem eine Anzahl dieser interessanten Mitteilungen entnommen ist, stimmte die Buchstabenhöhe mit der alten französischen von $10^1/_2$ geom. Linie, oder 24 mm neuen Masses überein. An der sichtbaren (rechten) Seitenfläche der Type befindet sich eine runde Vertiefung von etwa 3 mm im Durchmesser. Da die Type ohne Signatur ist, diente vermutlich diese Vertiefung dem Setzer als Richtschnur beim Anreihen der Buchstaben. Da ferner der Fuss nicht ausgekehlt ist, scheint es, dass die ersten Typen keinen Gusszapfen hatten und dass ihre Höhe durch Absägen geregelt wurde. Zwei weitere Eindrücke herausgezogener Typen hat neuerdings A. Schmidt entdeckt und (im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ 1897) beschrieben; der eine Typeneindruck fand sich in der wahrscheinlich bei Eggesteyn in Strassburg erschienenen Ausgabe von Petrus Lombardus „Sententiarum Libri IV“ auf Blatt 171 b 2 über den fünf letzten Zeilen, die Breite ist 3 mm, die Höhe ist nicht genau zu bestimmen, da der Eindruck des oberen Teiles leider nicht ganz scharf ist; die zweite Type kam zum Vorschein in Justinians „Digestum novum cum glossa“ (s. l. e. a.), gedruckt bei Berthold Rodt in Basel, auf Blatt 46 a 2 über den Zeilen 63—66 der Glosse. Der Eindruck ist sehr scharf, die Höhe beträgt 21 mm, die Breite 4,5 mm. 5 mm vom Auge entfernt ist ebenfalls der kreisrunde, 2 mm im Durchschnitt betragende, Eindruck sichtbar, welcher zweifellos die Signatur, und nicht etwa ein Loch zum Durchziehen des Drahtes, bildete.

Wie gross ungefähr der übliche Typenvorrat einer alten Offizin war, liess sich noch nicht ermitteln, jedenfalls war er bedeutender, als nach den erhaltenen Druckwerken zu schliessen ist.

Zu Anfang schon war im allgemeinen die Thätigkeit der Setzer, Drucker und Giesser eine getrennte,

und die Zahl der Setzer überstieg die der Drucker. Wer zum Meister sich ausbilden wollte, mnsste dafür eine besondere Entschädigung zahlen; die meisten Prinzipale gingen aus den Setzern hervor nnd waren häufig Leute von höherer Bildung und Fachkenntnis. Eine Buchdruckerei zu gründen, hatte für den jungen Meister keine zu grosse Schwierigkeit, er kaufte ein Quantum Matern und ein Giessinstrument, liess sich in einer Stadt nieder, wo Metall und Papier zu haben war, fing dort zu giessen an, schlug seine Presse auf, bereitete seine Schwärze, und der Druck konnte beginnen. Fehlte es dem Unternehmer an Arbeit, so lud er seine Druckerei auf einen Wagen und zog an einen anderen Ort.

Die *Setzkasten* erschienen wie zwei gegeneinander gerückte Notenpulte mit einer überraschend grossen Anzahl Fächer wegen der vielen damals erforderlichen Ligaturen, wodurch das Setzen, und bei der Aehnlichkeit mancher Ligaturen, auch das korrekte Ablegen sehr erschwert war, so dass leicht Fehler vorkamen. Vor den Setzkasten findet man häufig die Setzer sitzend abgebildet in vollem Anzng, zum Teil sogar in halbritterlicher Tracht mit kurzem Schwert an der Seite, während die Kleidung der Drucker einfacher, aber auch bequemer sich ausnimmt.

Der „*Winkelhaken*“ bestand aus Holz und war nur für wenige Zeilen und *ein* Format berechnet, nrsprünglich ersetzte ihn vermntlich ein flacher Kasten, der auch als Rahmen diente. Setzlinien benutzte man nicht, sondern stellte eine Zeile unmittelbar auf die andere. Da sich die Schrift hierdurch auf der Typenfläche nicht leicht fortschieben liess, wurde natürlich das Ausschliessen erschwert. Dagegen konnte man den Kasten mit den fertigen Kolnmnen bequem in die Presse stellen, und war der Schluss auch kein besonders fester, so blieb doch die Gefahr vermindert, dass, wie jetzt bei

den Walzen und starkem Zug, Buchstaben herausgezogen wurden.

Andererseits hoben sich aber öfters die Ausschlussstücke und verdarben den Druckbogen, auch gab es weder Stege noch Regletten. Wie aus Abbildungen hervorgeht, kannte man schon frühe das *„Tenakel"*, obgleich anzunehmen ist, dass anfangs nach dem Manuskript, und zwar gleichzeitig mehreren Setzern aus verschiedenen Manuskripten, diktirt wurde, wenigstens deutet darauf die abgebildete Person mit dem Manuskript in der Hand, umgeben von Setzern, die kein Tenakel mit Manuskript auf ihren Pulten vor sich haben.

Die Klarheit und Durchsichtigkeit des Satzes, dem es meist an genügender Trennung der Zeilen fehlte, liess infolge der stark gedrängten und geschwärzten Typen viel zu wünschen, ebenso die Orthographie. Je nach der Laune des Setzers oder dem Schriftenvorrat sind z. B. Eigennamen bald mit Versalien, bald mit gewöhnlichen Buchstaben gesetzt. Wortteilungen, Abkürzungen, Interpunktion u. s. w. scheinen oft ganz nach Willkür angewendet und die Wörter gewaltsam in das Längemass der Zeile hineingezwängt. Wie die Korrektur gehandhabt wurde, ist ebenfalls nicht überliefert; so zeichnet sich die Gutenberg-Bibel auch in dieser Hinsicht durch grosse Sorgfältigkeit aus, weil sie wahrscheinlich einen Gelehrten zum Textrevisor hatte, während bei minder wichtigen Publikationen wahrscheinlich der betreffende Setzer auch seine Korrektur las. Letztere Annahme wird durch die Thatsache bestätigt, dass sich oft in verschiedenen Exemplaren desselben Werkes verschiedene Fehler finden.

c) Die Presse.

Die *erste Presse,* deren sich Gutenberg bei seinen technischen Versuchen in Strassburg bediente, war die

in der Wohnung seines Geschäftsgenossen Andreas Dritzehn aufgestellte hölzerne Presse, welche der Drechsler Konrad Sahspach angefertigt hatte. Von dieser Presse ist bei dem Prozess Gutenbergs mit den Erben Dritzehns wiederholt die Rede.

„Als nämlich Andreas Dritzehn um Weihnachten 1438 gestorben war," heisst es in den Zeugenaussagen, „hätten Leute gern die Presse gesehen. Da sprach Gutenberg, sie sollten nach der Presse senden, er fürchte, dass man sie sähe. Speziell beauftragte Gutenberg seinen Diener Lorenz Beildeck, dem Klaus Dritzehn zu sagen, er möge die Presse niemanden zeigen. Auch sollte Lorenz an die Presse gehen und sie mit den zwei Wirbelchen („würbelin") aufthun, so fielen die Stücke voneinander. Dieselben Stücke sollte er dann in die Presse oder auf die Presse legen, so könnte niemand etwas merken. Lorenz richtete denn auch bei Klaus Dritzehn aus, Klaus möge ‚die vier Stücke', die in der Presse lägen, herausnehmen und auseinanderlegen, damit man nicht wissen könne, was es sei, denn Gutenberg habe nicht gern, dass es jemand sähe. Als aber Klaus nach den Stücken suchte, fand er nichts. Auch Andreas Heilmann nahm sich der Sache an. Er ging zu dem Drechsler Konrad Sahspach und sagte ihm: ‚Lieber Konrad, du hast die Presse gemacht und weisst darum. Gehe hin, nimm die Stücke aus der Presse und zerlege sie voneinander, so weiss niemand, was es ist.' Als aber Konrad hinkam, war das Ding fort."

Wie diese Presse genauer beschaffen war, darüber fehlt leider jede nähere Kenntnis, obgleich behauptet worden ist, in Mainz hätten sich Teile von ihr gefunden. Beim Graben eines Kellers im „Hof zum Jungen", den man lange für das erste Mainzer Druckhaus Gutenbergs hielt, wurde nämlich am 22. März 1856 das Bruchstück einer Schraubenpresse aus Eichenholz entdeckt.

In das Holz war geschnitten: J. MCDXLI. G. Trotzdem ist dieser Fund wohl kaum auf Gutenberg zurückzuführen, und die in den Oberbalken eingeschnittene Inschrift zweifellos später entstanden, wie schon aus der für jene Zeit ungebräuchlichen Schreibart (CD statt CCCC und J (= Johannes), für H (= Henne), sowie aus der auffallenden Datierung hervorgeht. Dennoch

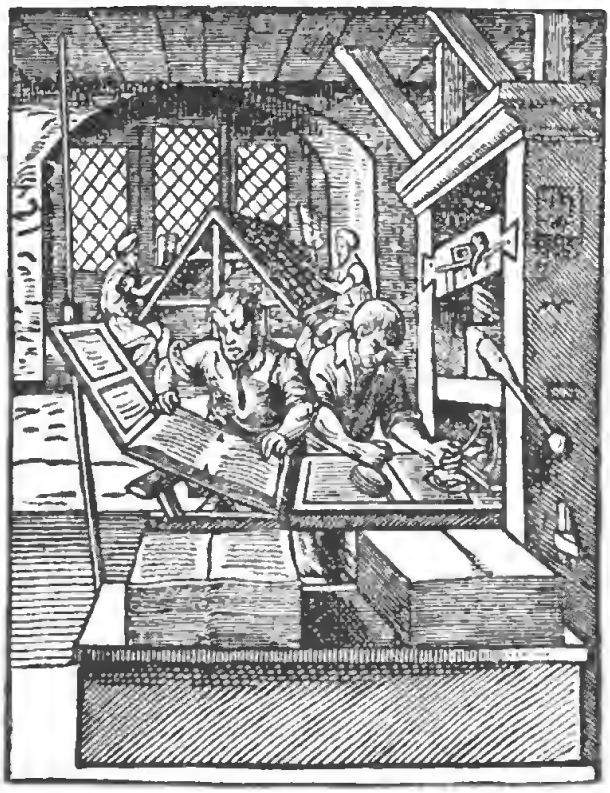
Buchdruckerzeichen des Jodocus Badius (1498).

verdient das s. Zt. von H. Klemm in Dresden erworbene und nach dessen Angabe zu einer Presse ergänzte Bruchstück als typographische Seltenheit Beachtung.

Die älteste bekannte Abbildung einer Buchdruckerpresse stellt das Druckerzeichen des Pariser Buchdruckers *Jodocus Badius* von 1498 in Gestalt einer Holzpresse dar. Das Gestell derselben besteht aus zwei senkrechten, durch einen oberen Querbalken (Krone)

verbundenen, Seitenwänden (Wangen), ein unterer Verbindungsbalken trägt die Schienen, auf welchen der Karren, d. h. der die Druckform tragende Teil der Presse, mit Fundament (einer glatten Eisenplatte), Deckel und Rähmchen, vermittelst Kurbel und Treibgurt ein- und ausgefahren wird. Der Druck erfolgt durch den Tiegel, dieser, eine Platte aus Holz (später Metall) hängt an Hakenstangen horizontal am unteren Ende einer mächtigen Schraube (der Pressspindel), welche in zwei zwischen den Presswänden befindlichen Verbindungsbalken läuft, von denen der obere in Zapfenlöchern mit elastischen Lagern ruht, während der untere (die Brücke) feststeht; sie ist oben umfasst von einer kräftigen Schraubenmutter, unten übt sie mit gehärteter Stahlspitze ihren Druck auf die Mitte des Tiegels in einer Pfanne aus. Von der Mitte der Spindel steht wagerecht ab ein starker eiserner Hebel mit Holzgriff (Bengelscheide) und Schwungkugel, der Pressbengel, dessen Heranziehen den Niedergang des Tiegels bewirkt. Der Deckel, in welchen der zu bedruckende Bogen eingelegt wird, sitzt in Gelenken (= Scharniere) am Karren, ebenso das den Bogen festhaltende Rähmchen an ersterem; im Deckel aber werden durch Schraubenköpfe die Punkturen (an gabelartigen, verstellbaren Eisen befindliche Stahlspitzen) gehalten, in die man die Bogen vor dem Druck einsticht, um beim Druck der zweiten Form (Widerdruck) Register halten zu können, d. h. der Druck muss so erfolgen, dass die Druckseiten der einen und der anderen Seite des Papiers sich durchaus decken. Das Rähmchen soll das Papier auch vor dem Beschmutzen an den weiss bleibenden Stellen schützen, es wird deshalb vor Beginn des Druckes ganz mit Papier beklebt, und nur diejenigen Stellen werden ausgeschnitten, welche auf dem Bogen wirklich bedruckt werden sollen.

Noch vierthalbhundert Jahre lang nach Gutenbergs Erfindung war diese oben beschriebene Holzpresse allgemein im Gebrauch, erst der Basler Schriftgiesser Wilhelm Haas (1772) konstruierte an ihrer Stelle eine Presse, die, fast in allen Teilen aus Eisen, einem Prägewerk nachgebildet war.



Der Buchdrucker nach Jost Amman (1568).

In Rücksicht aber auf die alte Holzpresse lässt Hans Sachs seinen „Buchdrücker“ 1568 also sprechen:

„Ich bin geschicket mit der preß
So ich auftrag den Firniß reß,
So bald mein dienr den bengel zuckt,
So ist ein bogu papyrs gedruckt.
Da durch kombt manche Kunst an tag,
Die man leichtlich bekommen mag.“

d) Pergament und Papier.

Gutenberg und seine Kunstgenossen bedruckten auf dieser Holzpresse sowohl *Papier* wie *Pergament*. Letzteres fand für besonders wertvolle Drucke Verwendung, um dieselben länger zu erhalten, deshalb sind jetzt das Psalterium von 1457 und die erste Fust-Schöffer-Bibel auf Papier fast eine noch grössere Seltenheit, als die auf Pergament gedruckten Exemplare. Das Material für die Anfertigung des Pergaments bilden ungegerbte Tierfelle, die in eine Kalkgrube gebracht, von der Wolle, den Haaren, den Fleisch- und Fettteilen gereinigt, abwechselnd in Wasser und wieder in Kalk gelegt, auf Rahmen gespannt, geschabt, mit Kreide und Farbe ein- und mit Bimsstein abgerieben werden. Das zum Schreiben bestimmte Pergament wird auf beiden Seiten abgeschabt, getrocknet und mit magerer Bleiweissölfarbe gestrichen. Auf seiner Verwendung als Schreibstoff beruht die historische Bedeutung des Pergaments (das übrigens auch zu Büchereinbänden aus Schweinshaut hergestellt wird); es ist der uralte Schreibstoff der asiatischen Völker. Schon zu Davids Zeiten hatten die Juden aufgerollte Bücher aus Tierhäuten, und nach Herodot schrieben die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle, von denen bloss die Haare abgeschabt waren. Später wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu grosser Feinheit verdünnt. Wesentlich verbessert wurde das Pergament in Pergamon im II. Jahrhundert vor Christus, und von hier stammt auch das Wort. Anfangs war das Pergament gelb, in Rom lernte man es weiss machen, später erhielt es sogar eine violette oder purpurne Farbe auf beiden Seiten. Im Mittelalter war es allgemeiner Schreibstoff, namentlich für Urkunden, eine eigene Industrie beschäftigte sich mit seiner Zubereitung, und in Frankreich gehörten die Per-

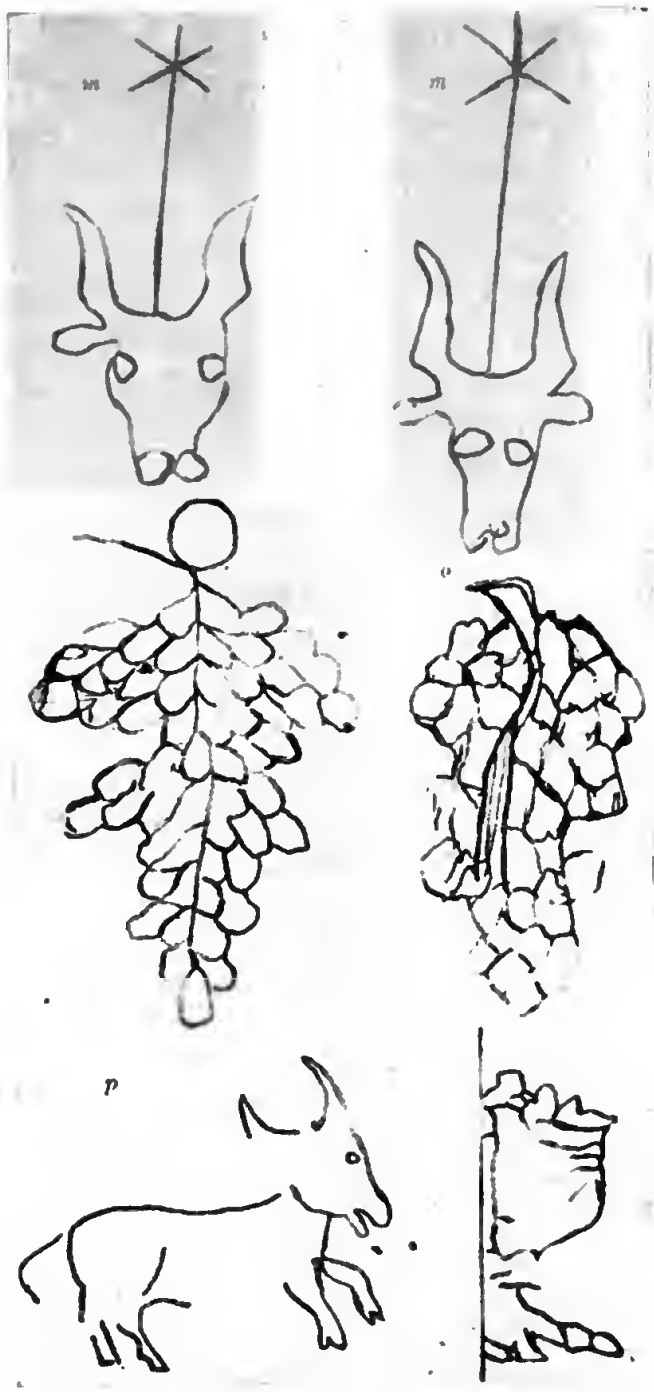
gamentmacher sogar unter die Jurisdiktion der Universität.

Wie die Kunst des Buchdrucks, so war auch die Kunst des *Papiermachens* in China Jahrhunderte vor Gutenberg bekannt. Um das Jahr 123 vor Christus lehrte bereits ein Chinese Papier aus den Fasern des Papiermaulbeerbaumes, des chinesichen Grases und des Bambusrohres, bereiten. Zwei chinesische Kriegsgefangene der Araber in Samarkand erzeugten dort 751 nach Christus das erste Papier aus Gräsern und Pflanzen, und bald darauf entwickelte sich in Samarkand die Papierfabrikation zu grosser Blüte. Abgetragene Gewebe, Leinen- und Hanflumpen dienten als Rohmaterial, dann errichteten die Araber 794 nach Christus in Bagdad eine staatliche Fabrik und verbreiteten die Papierfabrikation in der Folge bis nach Italien, Frankreich und Spanien, wo bereits im X. und XI. Jahrhundert, und später nach Deutschland und der Schweiz, wo erst im XIII. und XIV. Jahrhundert mit der Herstellung von Papier begonnen wurde. Bei den Arabern war die Papierfabrikation Staatsmonopol und erfolgte in Papierhäusern derart, dass man die meist leinenen Hadern sorgfältig sortierte, einem Fäulnisprozesse unterwarf, dann kochte und durch Waschen reinigte. Die Zerkleinerung geschah auf Stampfwerken und durch mittelst Wasserkraft getriebene Mahlsteine, so dass die Papiermühle also eine arabische Erfindung ist. Die arabischen und maurischen „Blattmacher" waren oft Gelehrte. Das gewöhnliche Papier, aus gebleichten Hadern und roher Stärke entstanden, war schon damals weiss, ausserdem gab es gefärbte Papiere zu bestimmten Zwecken. Blau bedeutete Trauer, rot Glück, gelb Reichtum und Pracht u. s. w. Die ersten Spuren der Papiermacherei in Deutschland finden sich am Ende des XIII. Jahrhunderts, Papiermacher gab es bereits in Ravensburg (1290), zu Kaufbeuren (1312),

Nürnberg (1319), Augsburg (1320), Au bei München (1347), Leesdorf in Oesterreich (1356), Basel (1380) und ausserdem noch in der Nähe damaliger Klosterschulen und Universitäten. Während Gutenbergs Aufenthalt in Strassburg stand er (wie bereits früher erwähnt) mit Andreas Heilmann in Verbindung, der (laut einer Urkunde vom Jahre 1441) Mitbesitzer einer *Papiermühle* war. Dieselbe lag im Schnakenloch vor dem Weissturmthor, nicht weit von Gutenbergs Wohnung zu St. Arbogast, und ihre späteren Besitzer waren die Strassburger Buchdrucker Köpfel und Wendelin Rihel. Aus dieser Mühle mag Gutenberg das Papier zu seinen ersten Druckversuchen bezogen haben.

Ende des XIV. Jahrhunderts sind schon bedeutende Fortschritte in der Stoffbereitung bemerkbar; die vorher allgemein übliche Stärkeleimung wich um diese Zeit der Leimung mit tierischer Gallerte, und zum erstenmal erscheint jetzt auch das Papierblatt mit einer besondern Marke, dem *Wasserzeichen,* versehen, und lässt zugleich den Abdruck der Stege und Drähte der Papiermacherform erkennen. Zur Bestimmung von Alter und Herkunft des Papiers sind diese Merkmale von charakteristischer Bedeutung, sowohl für den Bibliographen und Künstler, als auch für den Kriminalisten, um Falsifikate bei Wertpapieren und wichtigen Dokumenten zu ermitteln (ich erinnere in letzterem Falle z. B. aus jüngster Zeit nur an die Dreyfus-Affaire). Namentlich die Wasserzeichen sind deshalb schon lange Gegenstand eingehender Untersuchungen; besonders zur Feststellung der Entstehung älterer Druckwerke liefern sie Anhaltspunkte, wenn auch keine absolute Sicherheit, da z. B. einige Wasserzeichen, wie der „Ochsenkopf“ (St. Lukas, der Patron der Papiermacher, hat als Symbol einen Ochsen) und das Monogramm „P“ (wahrscheinlich für Papier) überall verbreitet waren. Andere Wasserzeichen, wie

Anker, Bischofsmütze, Kardinalshut, Schiff, gekreuzte Schlüssel, sowie einzelne Länder-, Städte- und Familienwappen weisen zwar näher auf den Ursprung der betreffenden Papiere hin, gestatten aber auch keinen entscheidenden Schluss, da z. B. Lilien, Kronen und Löwen in vielen Wappen vorkommen. Auch das Fehlen gewisser Merkmale dient häufig zur Bestimmung des alten Papiers, so sind z. B. ganze Bogen *ohne* Wasserzeichen mit Sicherheit als orientalisches Fabrikat früherer oder späterer Zeit, oder aber als occidentalisches vor Anfang des XIV. Jahrhunderts zu erkennen, da feststeht, dass die Einfügung von Wasserzeichen erst um das Jahr 1300 in Europa Brauch, bei der orientalischen Papierfabrikation aber überhaupt ungebräuchlich war. Nach Ernst Kirchners genauer Untersuchung der Papiere des XIV. Jahrhunderts im Frankfurter Stadtarchiv (Frankfurt a. M. 1893) bestanden die mittelalterlichen Handpapiere aus zerstörten Geweben von Leinen- und Handfasern. Das Rohmaterial wurde durch einen Fäulnisprozess erweicht und nach der Erweichung mit Rutenstöcken oder auf mechanischem Wege durch Stampfwerke mittelst Wasserkraft bearbeitet. Hierauf wurden die so verfeinerten Stoffe in der sogenannten Schöpfbütte in einen wässerigen Brei aufgelöst und dann auf der Schöpfform in Bogen geschöpft. Die Schöpfform, das wichtigste Werkzeug bei der Handpapierbereitung, besteht gewöhnlich aus einem in den Ecken verzinkten Holzrahmen, der ein Gitter aus Seidenfäden, Bambusstäbchen oder Metalldrähten trägt, die parallel mit der Länge des Rechteckrahmens verlaufen und in hölzernen Querleisten oder Querdrähten ihren Halt finden. Oben auf dem Gitter ist das Wasserzeichen aus Draht oder Blech angebracht. Bei der Schöpfarbeit giebt ein ebenfalls verzinkter loser Rahmen oder Deckel die Dicke des zu schöpfenden Papierblattes. Der Papiermacher oder Bütten-



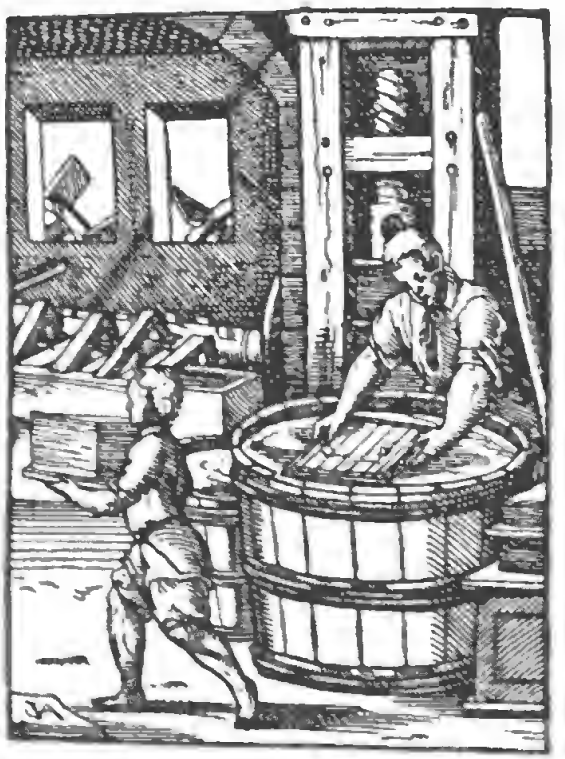
Wasserzeichen in Gutenberg-Drucken nach Dziatzko.

gesell fasst mit beiden Händen in die Schöpfform mit aufgelegtem Deckel an den schmalen Rechteckseiten, fährt in schrägflacher Lage in den aufgerührten Inhalt der Schöpfbütte und hebt die Form in wagerechter Lage unter sanftem Schütteln aus der Flüssigkeit; das Wasser fliesst durch die Zwischenräume der Gitterdrähte ab und reisst den grösseren Teil der Fasern in diese Zwischenräume, so dass jeder Hauptdraht, jeder Zwischendraht, jede Querunterstützung, jeder Bindedraht und jedes Wasserzeichengebilde sich genau abzeichnen und in ihrer Gesamtheit als plastisches, negatives Abbild der Schöpfformoberfläche im Papierblatt sich abheben. Gegen das Licht gehalten, zeigen sich, der Dicke der Stofflage entsprechend, helle und dunkle Stellen im Papierblatt und spiegeln so die Schöpfform früherer Zeiten und Geschlechter, oft mit Nennung des Erzeugers und der Herstellungsgegend, deutlich erkennbar wieder.

Zur Fertigstellung des auf der Form erhaltenen Papierblattes gehört noch, dass es durch Abdrücken (Abgautschen) auf einen Filz von der Form befreit, mehrfach übereinander gelegt (in Pausche geordnet), ausgepresst, in einzelnen Bogen getrocknet, geleimt, wieder getrocknet, geplättet, gezählt und in Riesse gepackt wird. Leicht festzustellende Merkmale, welche durch die Schöpfform bestimmt werden, sind Format, Länge, Breite und Dicke der Papierblätter. Ausserdem kommen hier noch in Betracht: die Querunterstützungs- oder Bogendrahtentfernung, die Gitterung oder Rippung, die Bindedrähte oder Lötung, das Wasserzeichen, der Griff (ob weich, mittelweich oder hart), die Glätte (ob rauh, geplättet oder sehr glatt), die Festigkeit (durch Reissprüfung mit der Hand), der Farbenton (durch Durchsicht), die Lagerung der Fasern (ob gleichmässig oder wolkig), die Feinheit der Faser und Reinheit des Stoffes,

die Gilbung (ob dieselbe nur an den Rändern oder über ganze Flächen ausgedehnt), sowie schliesslich der mikroskopische Befund betreffs des Rohmaterials.

Das älteste *Druckpapier* war stark geleimt, kräftig, aber hart und verschieden in der Stärke, so dass gewissenhafte Druckereien (wie Lorck berichtet) das Papier nach Stärke, wie auch Färbung, sortierten. Die rauhe



Der Papiermacher nach Jost Amann (1568).

Oberfläche war dem Druck nicht günstig und das Satinieren und Glätten noch unbekannt. Man machte bald die Erfahrung, dass das ungeleimte Papier nicht allein billiger, sondern auch zur Aufnahme der fetten Druckfarbe zweckdienlicher sei, als das geleimte. Jedenfalls aber war der ursprüngliche „Papyrer" ein vielseitig geübter und zur Verbreitung von Gutenbergs Erfindung unentbehrlicher Mitarbeiter der Typographie.

Digitized by Google

Hans Sachs fasst die Thätigkeit dieses „Papyrers“ in folgende Reime zusammen:

„Ich brauch Hadern zu meiner Mül,
Dann treibt mirs Rad dess wassers viel,
Dass mir die zschnitn Hadern nelt,
Das Zeug wirt in wasser einquellt,
Dranss mach ich Pogn, auff de filts bring
Durch press das Wasser darauss zwing.
Denn henck ichs auff, lass drucken wern,
Schneweiss und glatt, so hat mans gern.“

e) Die Buchdruckerschwärze.

Die *Buchdruckerschwärze* wurde ursprünglich von den Buchdruckern selbst aus altem, abgelagertem Leinöl hergestellt, das man bis zur Konsistenz von Firniss einkochte und, bevor es erkaltet war, mit dem erforderlichen Quantum Russ mischte. Den Firniss siedete der Buchdrucker entfernt von bewohnten Orten (wegen der Feuergefährlichkeit) aus völlig reinem, wenigstens ein Jahr lang lagerndem, Leinöl in einer kupfernen Firnissblase, resp. einem Kessel. Das Feuer darunter wurde langsam gesteigert, das Oel, sobald es schäumte, mit Brotschnitten und Zwiebeln abgekröscht (d. h. von wässerigen Teilen befreit). Wenn es dick zu werden und zu brennen anfing, wurde ein Deckel auf die Blase gesetzt, dessen Oehr durch eine Eisenstange mit den Handhaben der Blase verbunden, die Blase hierauf in ein gegrabenes Kühlloch gesetzt und mit Erde bedeckt. Der Russ wurde, wie heute noch, aus den harzreichen Holzteilen (Kienholz) oder Harzscheiben (Abfälle beim Pechsieden, Theer, Theeröle etc.) mittelst eines, dem Thüringer Schwelofen ähnlichen, Apparates gewonnen. Nachdem der Firniss zur Klärung einige Wochen stehen geblieben war, wurde der Russ hineingeschüttet und die Schwärze so lange mit hölzernen Schaufeln umgeschlagen und auf einem Marmorstein mit einem steinernen Reiber durchgerieben, bis sich Firniss und Russ gehörig verbunden

hatten. In dem Ausgabebuch der Rivoli-Presse von 1481 sind bei der Druckfarbe angeführt: Leinöl, Schellack, Cochenille und Harz. Die scheinbare Ungleichheit der Schwärze bei den ältesten Druckwerken lag nicht an der Farbe, sondern an der verschiedenen Beschaffenheit der Typen und des Papieres oder Pergamentes beim Druck. Die Gutenberg-Bibel z. B. zeigt eine kräftige, tiefschwarze Farbe, und der Hauch, der bei anderen Wiegendrucken manchmal über den schwarzen und zuweilen auch roten Buchstaben liegt, entstand durch die Zeit und lässt sich leicht wegwischen, worauf stets ein tiefglänzendes Schwarz oder ein reines Rot zum Vorschein kommt. Die Einschwärzung der Form geschah durch Ballen, wie solche noch vor etwa 70 Jahren in Gebrauch waren, nachdem die Farbe zuvor auf dem Farbtisch gehörig verrieben worden war.

Farbeballen nach einer Spielkarte des 16. Jahrhunderts.

f) Die älteste Druckerpraxis.

Aus vorstehenden Betrachtungen ergiebt sich von selbst die Frage nach der frühesten *Druckerpraxis,* über welche, da die Erfindung als Geheimnis behandelt wurde, so wenig überliefert worden ist.

„Ich bin eine Kunst, die jeder Kunst Krone ist,
Ich bin ein Geheimnis, jedem Rathe verschlossen,
Ohne Rohr — und doch sind meine Charaktere lesbar,
Ohne Schreiber bin ich genau verbunden,
Auf einmal ist die Tinte über mich hingegangen,
Ohne Lineal ist die Schrift gerade gerichtet.
Ein Wunder über die Heldin Deborah hinaus:
Mit Schreibergriffel sang sie;
Hätte sie mich vorausgesehen,
Auf ihr Haupt wäre ich gesetzt zum Kranz,“

heisst es in einem hebräischen Lobgedicht auf die neue Kunst (1475) mit dem Hinweis auf das Geheimnis, und auch die übrigen Aeusserungen über die Buchdruckerkunst von Gutenbergs Zeitgenossen enthalten nur Andeutungen bezüglich der Technik, wie z. B. die folgende des Bonus Accursius aus Mailand an Cicco Simoneta unter'm 5. Juni 1475: „Du weisst ja, dass in unserer Zeit an's Licht getreten ist die bekannte Kunst des Buchdrucks, eine wahrhaft nutzbringende und gar schöne Kunst. Denn Abschriften von Büchern sich zu verschaffen, ist wegen der schwierigen Preis- und Geldverhältnisse für Jedermann nicht gerade leicht. Aber wenn das auch, Gott sei Dank, für Dich kein Hindernis ausmacht, so musst doch auch Du den Druck wegen seiner künstlerischen Schönheit hochschätzen; und dann auch deshalb, weil dieser Buchdruck, sobald er einmal richtig festgestellt, immer in derselben Weise durch alle Druckbogen fortschreitet, so dass ein Fehler kaum möglich ist, eine Sache, mit der es bei dem Abschreiben von Büchern bekanntlich ganz anders zu gehen pflegt.“

Erst in jüngster Zeit haben über die Buchdruckertechnik des fünfzehnten Jahrhunderts genaue Untersuchungen stattgefunden und einiges Licht verbreitet. Neben Dziatzkos grundlegender Arbeit über „Gutenbergs früheste Druckerpraxis“ (Berlin 1890), sind hier die scharfsinnigen Ermittelungen von Wallau und Schmidt (im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ 1888 und 1897) zu nennen. Heinrich Wallau, ein Fachmann ersten Ranges, veröffentlichte 1888 die nachstehende technisch wichtige Beobachtung betreffs der Punkturen:

„An den auf der Mainzer Stadtbibliothek befindlichen Exemplaren des Katholikon von 1460 und der Fust-Schöffer-Bibel von 1462 sind einige bisher unbeachtet gebliebene Merkmale erhalten, welche die Behandlung der einzelnen Bogen und Lagen während des Druckes mit grosser Sicherheit erkennen lassen. Es sind dies die kleinen Löcher, welche die sogenannten „Punkturen“ in die Bogen gestochen haben.

Mit „Punktur“ bezeichnet man in der Buchdruckerei eine kleine Vorrichtung auf dem an der Presse befindlichen „Deckel“ (letzterer, in einem Scharnier beweglich, wird beim Drucken mit dem darauf gelegten Bogen auf den Schriftsatz geklappt). Auf diesen „Deckel“ werden kurze, metallene Spitzen derart befestigt, dass dieselben beim erstmaligen Druck den Bogen durchstechen, bezw. der Drucker besorgt das Durchstechen n. U., bevor er den Deckel auf die Schrift legt. Ist der gedruckte Bogen auf diese Weise mit Punkturlöchern versehen, so lässt sich ein zweiter Druck z. B. auf der Rückseite (wobei die Zeilen mit denjenigen auf der Vorderseite genau passen sollen) ohne Schwierigkeit herstellen. Man schlägt einfach den Bogen um, führt die Löcher des Bogens auf die festsitzenden Punkturspitzen des Deckels, und druckt von neuem, nachdem man zuvor den Schriftsatz entsprechend ausgewechselt

hat. Dieser Vorgang des Aufnadelns der Bogen auf „Punkturen“ ist an den erwähnten Druckwerken deutlich erkennbar. Zur Erzielung des genauen Passens hat man vier Punkturen angewendet, und zwar befinden sich dieselben auf jeder Seite in der Verlängerung der äusseren Kante des Satzes. Beim Katholikon sind die oberen Punkturen ca. 35 mm, die unteren 75—80 mm vom Satze entfernt. In auffallender Uebereinstimmung finden sich bei der Bibel von 1462 fast genau dieselben Abstände: oben 35—38, unten 75—85 mm.

Die Anwendung von vier Punkturen erscheint im Hinblick auf das in gefeuchtetem Zustande zu verdruckende Pergament und Papier durchaus angemessen. Einmal ergab sich damit ein genauer Maassstab für die durch Dehnen oder Einschrumpfen sehr veränderlichen Druckbogen, so dass noch rechtzeitige Nachhilfe möglich war; sodann aber bot dieses Aufspannen an vier Punkten vorzügliche Sicherheit gegen Herausgleiten und Verschieben der Bogen beim Zuklappen des Deckels.

Vor allem aber erhellt aus der Anordnung, dass die beiden Druckwerke Seite um Seite (die Bogen also unter Umständen einmal zusammengefaltet) gedruckt worden sind.

Man wird erkennen, dass eine solche Art des Drucks, bei welcher z. B. das erste Blatt der ersten Lage (zu 5 Bogen) die Seiten 1 und 2, das an diesem anhängende letzte Blatt aber die Seiten 19 und 20 enthält, strenge Ordnung und Bezeichnung der Lagen und Bogen erforderte, sollten nicht durch Verwechslungen während des viermaligen Druckes und beim Zusammenlegen durch den Buchbinder Fehler entstehen. Allerdings finden wir an diesen und zahlreichen anderen Wiegen-Drucken weder Seiten- oder Blattzahlen, noch Signaturen für Bogen und Lagen, mitgedruckt. Man hat eben diese für die Behandlung der Lagen während des Druckens un-

gemein notwendigen, Bezeichnungen einfach handschriftlich, vielleicht schon vor dem Druck, beigefügt. Der Vermerk geschah, dem handschriftlichen Codex der Zeit nachgebildet, knapp am Rande des Blattes. Durch hinreichendes Beschneiden des gebundenen Buches konnten die Bezeichnungen alsdann in Wegfall gebracht werden. So zeigt denn der nur sehr wenig beschnittene Pergamentband der Bibel von 1462 eine ganze Reihe von Lagen mit den ursprünglichen geschriebenen Signaturen am unteren Rande des Blattes.

Auf dem ersten Blatt der Lage steht in der Mitte die Nummer der Lage; vor dieser Lagennnmmer, und auch auf der Vorderseite der folgenden vier Blätter, sind zwei senkrechte Striche gesetzt (||); rechts ganz in der Ecke finden sich dann die Nummern 1—5 auf den fünf vorderen Blättern der Lage. Auf den Rückseiten der Blätter, wie an den fünf hinteren Blättern, war eine nähere Bezeichnung nicht erforderlich und ist an obigem Exemplar auch nicht vorhanden. An dem ein wenig stärker beschnittenen Katholikon (es sind bei einer Anzahl Lagen auch die Punkturen abgeschnitten) waren handschriftliche Signaturen nicht aufzufinden."

Umfassender noch sind die Untersuchungen, welche der ebenso gründliche wie erfahrene Hofbibliothekar Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt 1897 mitgeteilt hat. Aus der circa 44 Seiten starken Abhandlung „Ueber die Buchdruckertechnik des 15. Jahrhunderts" kann ich hier nur das Wesentlichste in zum Teil verkürzter Form wiedergeben. Schmidt stellte u. a. das Folgende fest: „Wohl jedem, der Inkunabeln genauer betrachtet, fällt es auf, dass bei manchen Drucken an Stellen, die eigentlich leer sein sollten, sich deutliche Eindrücke ungeschwärzter Typen oder ganzer Satzreihen zeigen, die hier offenbar statt der sonst gebräuchlichen niedrigeren Ausschlussstücke verwendet worden sind . . . Als Grund

der Verwendung dieser Typen wird meistens angegeben, dass die vorhandenen Quadrate nicht hinreichten, die Form auszufüllen ... Nicht der Mangel an Quadraten war jedoch der Grund der Verwendung von Typen an jenen Stellen, sondern die Notwendigkeit, der Form überall die gleiche Höhe zu geben, weil der Deckel mit den zu bedruckenden Bogen sich nicht wagerecht aufgelegt hätte, wenn nur die eine Hälfte mit Satz, die andere aber mit niedrigeren Ausschlussstücken ausgefüllt gewesen wäre. Der Druck, welchen der bei der alten Holzpresse bekanntlich sehr kleine Tiegel ausübte, hätte die eine Seite des Deckels, da wo sich nur niedrige Qnadrate befanden, zu arg niedergedrückt, die andere Seite aber in die Höhe gehoben, und die Folge wäre ein verschmierter, undeutlicher Abdruck gewesen ... Um einen ähnlichen Missstand zu vermeiden, brauchten die alten Drucker in dem Raum, der beim Abdruck leer bleiben sollte, neben den niedrigen Quadraten irgend ein Stück, das gleiche Höhe mit den Typen hatte, und dazu waren natürlich Typen selbst am bequemsten, da sie nicht, wie die Konkordanzen, erst zu der passenden Höhe zugerichtet werden mussten. Wir finden aber auch schon von Anfang an Ausschlussstücke in Typenhöhe als Stützen gebraucht, und zwar sowohl kleine Quadrate, wie grössere hölzerne Stücke. In vielen Schöfferdrucken, aber auch bei einer Menge anderer Drucke, ist deren Eindruck oft so scharf, dass man sogar die Fasern des Holzes deutlich erkennen kann. Selbst Holzstöcke mussten gelegentlich dem angegebenen Zwecke dienen ... Da diese Typen sowohl wie die Quadrate im Abdruck nicht schwarz erscheinen sollten, es aber beim Auftragen der Druckerschwärze manchmal nicht zu vermeiden war, dass auch sie mit Farbe bedeckt wurden, mussten die Drucker irgend eine Vorrichtung treffen, um das Uebertragen der Farbe auf den Druckbogen zu verhindern. Zu diesem

Zwecke wurde später über den Deckel das Rähmchen gelegt, das mit Papier überzogen ist, aus dem nur die Stellen herausgeschnitten sind, die sich im Drucke zeigen sollen. In den alten Abbildungen von Druckereien, z. B. in dem bekannten Holzschnitt Jost Ammans von 1568 ist dieses Rähmchen bereits vorhanden, und in den meisten Darstellungen der Geschichte der Buchdruckerkunst wird daher angenommen, schon die ältesten Drucker hätten davon Gebrauch gemacht. — Wie dem auch sein mag, ob man für die ältere Zeit schon den Gebrauch eines Rähmchens annimmt oder nicht, ein Papier muss jedenfalls über die stützenden Typen gelegt worden sein, und dies erhielt dann deren scharfen Eindruck, während sie auf dem Druckbogen selbst in abgeschwächter Gestalt sichtbar sind.

Buchdruckerpresse nach Lucas Cranach (1520).

Sorgsamere Drucker bemühten sich überhaupt, die Eindrücke von stützenden Ausschlussstücken, Typen und Satz möglichst zu vermeiden, und manche brachten es fertig, dass gar kein Eindruck sichtbar ist . . . Es lag nahe, dass gelegentlich einmal ein Setzer auf den Gedanken kam, die stützenden Typen zu Worten zusammenzusetzen, die mit dem Text des Werkes nichts zu thun hatten. In diesem Falle sollte man die Eindrücke natürlich auch lesen können, und es unterblieb daher die Anwendung der Papiermaske. In der Darmstädter Inkunabelnsammlung habe ich nur einen solchen Setzerscherz gefunden. Der fromme Setzer der bei Bämler in Augs-

burg 1473 gedruckten Histori von dem grossen Alexander schloss die letzte Seite Bl. 170a durch eine Reihe grosser Buchstaben ab, die er nach dem Vorbild der Handschriftenschreiber zu folgender Bitte an die heilige Jungfrau zusammensetzte:

MARIA CUM UNS ZE HILF AMEN DICO.

Wichtiger, als die Verwendung einzelner Typen, ist der Gebrauch ganzer Reihen des Ablegesatzes als Stütze, da sich daraus manche Schlüsse auf die Technik der älteren Drucker ziehen lassen. Wie Dziatzko nachgewiesen hat, erfolgte bei den ersten Bibelwerken der Abdruck seitenweise. Schmidt meint dazu, es sei ohne weiteres anzunehmen, dass die Drucker schon sehr bald den Vorteil herausgefunden hätten, den das Zusammenschliessen von zwei Folio- oder vier Quartseiten zu einer Form mit sich brachte, so dass neben seitenweise erfolgtem Abdruck auch solcher in Formen schon frühzeitig wahrnehmbar ist, nnd bemerkt hierbei weiter: „Einmal wird der Druck in Formen durch die Wahrnehmung bewiesen, dass auch ganz leere Seiten deutliche Eindrücke ungeschwärzten Satzes zeigen . . . Diese Eindrücke auf leeren Seiten setzen unter allen Umständen voraus, dass die leeren Seiten mit den Gegenseiten zu einer Form zusammengesetzt worden sind. Bei seitenweisem Abdruck wäre es ganz unnötig gewesen, in solcher Weise zu verfahren. Die zweite einschlägige Beobachtung ist folgende: Bei vielen Drucken des XV. Jahrhunderts bemerken wir auf manchen Bogen deutliche Eindrücke eines bald feineren, bald gröberen Gewebes . . . entstanden sind diese Eindrücke offenbar erst bei dem Drucke, denn sie haben immer ungefähr die Grösse des Satzes, oder gehen etwas darüber hinaus. Um uns ihre Entstehung erklären zu können, müssen wir uns erinnern, dass auf den Deckel der Presse später zunächst ein Filz gelegt wurde, auf dem der sogenannte

Einlegedeckel von Makulatnrpapier befestigt wird, indem man ihn in die Punkturspitzen einsticht. Dann werden auf dem Einlegedeckel die zu bedruckenden Bogen in derselben Weise festgenagelt. Die Drucker, in deren Werken sich die Eindrücke eines Gewebes zeigen, haben nun offenbar die zu bedruckenden Bogen ohne Einlegdeckel unmittelbar auf der Stoffunterlage befestigt, so dass sich unter der Presse das Gewebe in den untersten der feuchten Bogen eindrücken musste, während die weiteren Bogen, des meist dicken Papiers wegen, keinen Eindruck erhielten. Dass überhaupt nicht alle Drucker diese unschönen Bogen als Makulatnr beseitigten, hatte seinen Grund wohl in den hohen Papierpreisen. Dieselbe Sparsamkeit veranlasste ja auch manche Drucker, Bogen mit ausgebliebenen Buchstaben und sogar mit fehlenden Zeilen zu verwenden, nachdem sie die schlechtgedruckten Stellen handschriftlich mit Tinte verbessert, oder die vergessenen Zeilen am Rande zugeschrieben hatten. Andere klebten kleine Tekturen über verdruckte Stellen —, auch vollständige Kartons kommen bereits frühe im fünfzehnten Jahrhundert vor."

Weiter hat Schmidt u. a. noch folgende, durch ausführliche Beispiele erlänterte Thatsachen festgestellt, die ich hier ebenfalls in Kürze zusammenfasse: Der Typenvorrat der ersten Drucker war ein viel grösserer, als seither angenommen wurde, da z. B. bei dem Katholikon von 1460 schon Material für mindestens zwei volle Bogen von je 40 Seiten, oder, wenn die drei Teile des Werkes gleichzeitig in Arbeit waren, für je sechs Bogen vorhanden war. Alle Seiten einer Lage waren vor Beginn des Druckes gesetzt. Bereits bei einigen Exemplaren der ersten (42zeiligen) Bibel finden sich an verschiedenen Stellen rot gedruckte Ueberschriften, und im Psalterium von 1457 sind nicht nur die Ueberschriften, sondern auch die vielen Initialen in zweifarbigem Drucke her-

gestellt. Diesen frühesten Bücherdrucken schliessen sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts noch zahlreiche, durch Farbendruck ausgezeichnete Inkunabeln an, während der spätere Rotdruck die ursprüngliche Sorgfalt der Ausführung häufig vermissen lässt, so dass die schwarzen und roten Zeilen nur selten Register halten. Der damalige Farbendruck erfolgte meistens derart, dass für Schwarz- und Rotdruck zwei verschiedene Formen angefertigt wurden. In der für den Rotdruck waren an der schwarzen Stelle Quadrate und umgekehrt, und beide Formen mussten zu einander passen. Dann wurde zuerst entweder die rote, oder die schwarze Farbe abgezogen. Schon bei dem ältesten deutschen Rotdruck, der 42zeiligen Bibel, lässt sich nachweisen, dass der Rotdruck nach dem Schwarzdruck durch einen zweiten Abzug geschah, da die roten Zeilen mehrfach über die schwarzen Zeilen hinausgehen. Beim Auftragen der roten Farbe liess es sich nicht immer vermeiden, dass auch die stützenden Zeilen (die meist in geringer Entfernung von den roten Zeilen angebracht wurden) etwas Farbe abbekamen, die sich dann über den schwarzen Zeilen, oder, wenn der Rotdruck zuerst begann, unter ihnen mit abdruckte. Auffallender Weise scheinen die verschiedenen rot gedruckten Worte und Zeilen in Peter Schöffers Hieronymus von 1470 auf einer Seite nicht gleichzeitig durch einen Abzug hergestellt zu sein, und zwar überall da, wo im Dialog die Namen der redenden Personen mitten im Texte rot gedruckt sind. Das Verfahren bei dem Drucke von Namen war somit hier ein anderes, wie bei dem der roten Zeilen, wahrscheinlich wegen der Schwierigkeit, mit zwei Formen die Namen immer an den dafür bestimmten Punkt im schwarzen Text zu bringen. Anstatt die Rotdruckform mit Quadraten auszufüllen, zwischen denen in der Nähe der roten Zeilen stützender Satz angebracht war, benutzten die

Drucker manchmal aus Bequemlichkeit eine Seite des Schwarzdrucks als Form, in die nur die roten Zeilen an Stelle der entsprechenden schwarzen gesetzt wurden. Der Rotdruck der Ueber- und Schlussschriften wurde bei der Bibel von 1462 erst nach Fertigstellung des ganzen Schwarzdrucks in Angriff genommen, auch erfolgte der Rotdruck hier seitenweise und nicht bogenweise, und dasselbe geschah wahrscheinlich ebenfalls beim Schwarzdruck. Das ganze Verfahren war demnach ein äusserst umständliches, indem ein Bogen, der auf allen vier Seiten rote Zeilen enthielt, nicht weniger als achtmal unter die Presse kam. Befanden sich aber noch farbige gedruckte Initialen auf den betreffenden Seiten, so war die Herstellung noch schwieriger, denn vermutlich wurden die farbigen Initialen und Kapitelzahlen nicht mit den roten Ueber- und Schlussschriften gleichzeitig gedruckt. Manche Bibliographen halten die farbigen Initialen in den ältesten Drucken überhaupt nicht für Pressen-, sondern für Stempeldruck, weil dieselben in manchen Exemplaren der Psalterien von 1457 und 1459 zufällig übermalt sind. Diese Uebermalung besteht aber fast immer nur in hinzugefügten Verzierungen, welche die betreffende Type nicht besass, während die vom Gusse herrührenden Fehler der Type im Abdruck stets bemerkbar sind. Gegen Stempeldruck spricht zudem die Unmöglichkeit für den Arbeiter, beim Eindruck so vieler Tausende von Versalien nicht einmal auszufahren, ferner spricht ausschlaggebend dafür, dass die Initialen mit dem Text in einer Form sassen, der Umstand, dass, um die Initialen einsetzen zu können, die Typen der darunter- und darüberstehenden Worte oben, bezw. unten, abgefeilt worden sind. Kam es nun vor, dass, wie aus dem Psalterium von 1457 ersichtlich, zwei farbige Initialen auf einer Seite so nahe bei einander stehen mussten, dass sie sich wegen ihrer langen

Verzierungen nicht in eine Form bringen liessen, so druckte Schöffer den einen Initialbuchstaben überhaupt nicht ein, sondern überliess ihn dem Rubrikator zum Einmalen; 1459 dagegen druckte er die beiden Initialen nicht auf einmal, sondern in zwei Abzügen, wodurch die Verzierungen natürlich über einander gehen mussten. Um diesen Uebelstand nach Möglichkeit zu verbergen, ist meistens das Stück der einen Verzierung, das mit dem der andern zusammentrifft, blind gedruckt, indem es beim Abdruck überdeckt wurde. Zu den Verzierungen der zweifarbigen Initialen wurde ein verdünntes, helleres Rot und Blau genommen, manchmal auch ein blasses Rotviolett, so dass sich der Körper des Buchstabens kräftig von der Verzierung abhebt. . . .

Im Anschluss an diese Feststellungen Schmidts seien hier noch einige andere Beobachtungen technischer Art zusammengefasst; es handelt sich hierbei namentlich um *Signatur* und *Buchausstattung*. Trotzdem nämlich viele geschriebene Codices des Mittelalters bereits Blattzahlen, *Signaturen* (Buchstaben und Ziffern am Fuss der Bogen, um das Einbinden zu erleichtern) und Kustoden (das Anfangswort einer folgenden am Fusse der vorigen Zeile) hatten, so folgten die Typographen diesem Beispiele doch erst ziemlich spät. So führte (nach A. von der Linde) Vindelin von Speyer 1470 zu Venedig den Gebrauch der Kustoden (Reklamen), Arnold ther Hoernen 1471 zu Köln die Blattzahlen, und Johann Koelhoff aus Lübeck, ebenfalls in Köln, 1472 die Signaturen ein. Einen Beweis für die noch frühere Anwendung der Signaturen enthält jedoch nach Edwin Tross (im „Serapeum“ 1846) das spätestens 1470 aus einer unbekannten Offizin hervorgegangene Werk: Conradus de Alemannia, concordantiae bibliorum. Dasselbe ward seither als „ohne Signaturen“ bezeichnet, weil solche wegen ihres ungewöhnlichen Standes in der äussersten unteren Ecke der

Blätter leicht konnten übersehen werden, andererseits, weil sie nur bei fast unbeschnittenen Exemplaren vorhanden sind. Es sind dabei nur die Buchstaben a—d I—V angewandt, und zwar für je 50 Bogen ein Buchstabe, so dass sich auf den ersten 50 Bogen die Signatur a I—V, auf den zweiten 50 Bogen b I—V und sofort zehnmal nach einander wiederholt.

Bezüglich der Buchausstattung bemerkt Otto Mühlbrecht in seinem neu aufgelegten Buche: „Die Bücherliebhaberei“ (Bielefeld-Leipzig 2. Aufl. 1898) u. a.: „Das Streben der ersten Buchdrucker ging dahin, das geschriebene Buch zu ersetzen, es in allen Teilen nachzubilden, sie folgten fast sklavisch den Handschriften in der bisher gebräuchlichen Form der Buchstaben, in den Abkürzungen u. s. w., und erst allmählich wurden Veränderungen eingeführt, die zur Bequemlichkeit der Leser dienten. Man beschränkte sich zuerst auf den Textdruck; es fehlen den am frühesten gedruckten Werken die Titel, Anfangsbuchstaben, Signaturen, Seitenzahlen, Namen und Wohnort des Druckers oder Herausgebers und die Jahreszahl. Alle diese Angaben wurden anfänglich von Schreibern nach beendigtem Druck besorgt. Diese Schreiber hiessen „Rubrikatoren“, sie hatten neben den Kapitel- und Seitenüberschriften u. s. w. auch die Register handschriftlich zu ergänzen. Die Anzahl der Druckwerke ohne Jahreszahl aus dem fünfzehnten, und selbst noch aus dem sechzehnten, Jahrhundert ist sehr gross.

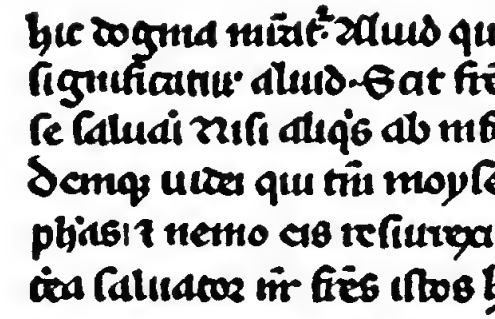
Im fünfzehnten Jahrhundert sind Jahreszahl und Druck noch stets am Ende des Werkes angegeben (das sogenannte explicit, impressum oder colophon.) Dem impressum folgte gewöhnlich das Druckerzeichen (insignum, signet, marque), entweder das eigene Wappen des Druckers, ein Städtewappen, eine beliebige Handelsmarke, oder (nach 1500) einen Sinnspruch darstellend.

Die Gewohnheit, mit dem Texte des Werkes auf der Rückseite (verso) zu beginnen, so dass die Vorderseite (recto) beschrieben werden konnte, oder auch das ganze erste Blatt frei (blanco) zu lassen, führte zu den selbständigen Titelseiten oder Titelblättern. Anfänglich waren die Titel ganz kurz, aus wenigen Worten bestehend, und in eine oder ein paar Zeilen gefasst. Später, als die Ueberschriften ausführlicher und die Autornamen hinzugefügt wurden, ordnete man die Titel mit Vorliebe in die Form eines Dreieckes mit der Basis nach oben, ohne dabei auf eine ordentliche Verteilung und Abkürzung der Zeilen zu achten. Rot gedruckte Zeilen in den Titeln kommen schon früher vor; der erste rot gedruckte Titel ist von Ulrich Gering in Paris von 1470. Hier sei noch erwähnt, dass die allein üblichen Interpunktionszeichen, Komma, Kolon, Punktum, oft ganz willkürliche Verwendung fanden, Versetzungen von Zeilen und Seiten und selbst Weglassungen ganzer Seiten im Druck, wunderlich geteilte Wörter und Abkürzungen gar nicht selten, und krumme, ungleich ausgeschlossene Zeilen, sowie mangelhaftes Umbrechen sogar ganz allgemein waren. Der Satz ist meist aus zwei Kolumnen auf der Seite geteilt, etwaige Anmerkungen reihen sich um den Text, und die weissen Ränder (margines) blieben erst später frei. In der ersten Entwickelungszeit des Buchdrucks fanden häufig während des Druckes noch Korrekturen im Satze statt, und manchmal mussten so ganze Seiten und Blätter neu gedruckt werden. Druckfehlerverzeichnisse (errata) sind daher schon bald zu finden, so enthält bereits der Basler Druck des Berthold (Rodt von Hanau) „Gregorii expositio“ etc. von 1468 ein solches Verzeichnis.

Auch bei den Wiegendrucken sind schon für das Publikum bestimmte, dem Text vorangestellte, Empfehlungen des Verfassers oder Bearbeiters, sowie mitunter

Lobgedichte auf das Werk oder den Autor und Drucker angebracht, ferner war es schon damals Sitte, das Werk einer ausgezeichneten Persönlichkeit zu widmen.

Bei den Drucklettern der ältesten Bücher ist noch eine häufige Unregelmässigkeit bemerkbar. Die ersten



Buchschrift des 15. Jahrhunderts.

deutschen Typen waren der halbgotischen Mönchsschrift nachgebildet, während die spätere sogenannte Fraktur-schrift aus der Theuerdankschrift, d. h. dem ersten mit dieser Art von Lettern 1517 zu Nürnberg gedruckten

Theuerdankschrift 1517.

Rittergedichte „Theuerdank", hervorgegangen ist. Ebenso erhielten noch andere Schriftarten, wie Cicero, Korpus, Missal, und in Frankreich Klein Augustin, ihre Bezeichnung nach den zuerst mit ihnen gedruckten Büchern. Die halbgotische Schrift wurde später in Frankreich,

Holland und England von der Antiqua oder lateinischen Schrift verdrängt. Die lateinische oder römische Schrift, die in Italien aus der alten Schreibart entstanden war, kam zuerst durch Wendelin von Speyer 1468 in Venedig zur Anwendung und 1472 durch Günther Zainer in Augsburg nach Deutschland, während die Cursivschrift (italique) ebenfalls in Venedig 1498 zuerst erscheint. Die erste griechische Schrift ist bereits durch einige Stellen in dem Fust-Schöffer-Druck „Cicero, de officiis“ von 1465 vertreten.

Da die ersten gedruckten Bücher häufig noch als Handschriften angesehen und gekauft wurden, unterblieb eine eigentliche *Illustration* derselben, um ihnen nicht den Manuskript-Charakter zu nehmen, bald aber stellte sich schon eine Art von Illustration ein, der freilich jeder künstlerische Wert abging, und vor 1500 erscheint bereits eine grössere Anzahl meist mit Holzschnitten, seltener mit Kupferstichen gezierter, oder besser verunzierter, Werke. So sieht man z. B. als Randverzierung von Gebetbüchern manchmal bedenkliche Scenen aus der griechischen Mythologie (und sogar spielende Affen) dargestellt; ferner musste oft ein einziger Holzschnitt zum Abbild für eine ganze Anzahl historischer Personen, ein anderer als Cliché für die verschiedensten Städte oder Länder dienen, wie z. B. aus Schedel's 1493 zu Nürnberg erschienenem „Buch der Kroniken und Geschichten“ (mit mehr als 2000 Illustrationen) ersichtlich. Mitunter kolorierte man auch die Bilder, und zwar mit bemerkenswertem Geschick, giebt es doch kolorierte Holzschnitte, die als Kunstwerke gelten können. Nach wie vor blieb aber der Illuminator und Rubrikator an der Ausschmückung der Bücher beteiligt, um besonders kunstvolle Initialen und Verzierungen auszumalen oder zu vergolden, eine Arbeit, die, weil kostspielig und zeitraubend, oft erst nachträglich erfolgte, oder ganz unter-

blieb, worauf der in manchen Inkunabeln für die Initialen freigelassene Raum deutet.

Das *Format* der meisten Druckwerke des fünfzehnten Jahrhunderts ist Folio, Quart kommt viel weniger, Oktav sehr selten, und kleineres Format gar nicht vor."

g) Die frühesten Druckwerke.

Welches waren nun die frühesten Druckwerke von Gutenberg und seinen Genossen?

Als von dem Erfinder selbst herrührend gelten bis jetzt:

1. Donate,
2. Ablassbriefe,
3. Die Mahnung wider die Türken,
4. Die 42zeilige und die 36zeilige Bibel und
5. Das Katholikon.

Neben diesen Drucken wird neuerdings als 6. das „Missale speciale" genannt. Dieses (unvollständige) Werk, angeblich ein Vorläufer des Psalters von 1457, ist ein Unikum und ward unlängst von Otto Hupp bei einem Münchener Antiquitätenhändler entdeckt und sogar für das älteste überhaupt erhaltene aller mit Typen hergestellten Bücher erklärt. Obgleich sich bis jetzt von fachmännischer Seite gewichtige Stimmen für Hupps Annahme erhoben, lässt sich dieser Fund noch nicht endgültig den Gutenberg-Drucken einreihen. Das Missale umfasst 176 Folioblätter zu 18 Zeilen.

Bevor sich Gutenberg an ein so gewaltiges Unternehmen, wie es der erste Bibeldruck war, heranwagte, hat er aber seine Kunst erst an kleineren Drucken erprobt. Dazu schienen vorzüglich geeignet die lateinischen ABC-Bücher für den Schulgebrauch, und namentlich die in allen mittelalterlichen Schulen eingeführten Donate (= Auszüge aus der Grammatik des Donatus). Ein

jetzt in Paris befindliches Fragment (zwei 27zeilige Pergamentblätter) eines solchen wurde s. Zt. als Einschlag einer alten Rechnung in Mainz entdeckt. Der Abdruck dieses Schulbuch-Fragmentes zeigt auf den ersten neun Zeilen noch die schnelle Abnutzung zu weicher Bleitypen, auf den folgenden neun Zeilen schon weniger abgenutzte, auf den nächsten sechs Zeilen frisch gebrauchte, und auf den drei letzten Zeilen aus besserem Metall gegossene Lettern.

Neben den Donaten sind von kleineren Druckerzeugnissen die Ablassbriefe zu nennen. Die Entstehung dieser Briefe ist die folgende: Am 12. Aug. 1451 bewilligte der Papst Nikolaus V. zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken einen Ablass für die Zeit vom 1. Mai 1451 bis zum 1. Mai 1455. Zur Verbreitung der Ablasszettel in Deutschland, wie zur Einnahme der Gelder, sandte der König von Cypern seinen Bevollmächtigten Paulinus Chappe (oder Zäppe) am 6. Januar 1452 zum Erzbischof Dietrich nach Mainz. Der Absatz war zuerst gering, bis die Einnahme von Konstantinopel durch die Muselmänner1453 die Christenheit erregte und den Ablasshandel in Schwung brachte. Besser, als mit der besten Feder, liessen sich solche Ablassbriefe durch die neu erfundene Kunst der Typographie vervielfältigen, und zudem weilte der Gesandte aus Cypern in Gutenbergs Vaterstadt. Es wurde also der Druck der Formulare vereinbart und begonnen, und dazu, weil die vorhandenen Bibeltypen zu gross waren für Einblattdrucke von 30—31 Zeilen, nur ein Teil davon verwendet, sonst jedoch eine kleinere Typengattung geschnitten. Von solchen Ablassbriefen aus den Jahren 1454 und 1455 giebt es zwei im Satze wie in den Typen verschiedene Ausgaben; dieselben bestehen aus drei Teilen, von denen der erste Anlass und Zweck des Sündenablasses, Ort, Jahr und Tag der Ausstellung

nebst dem Namen des Käufers, der zweite die Absolutionsformel für das Leben, und der dritte Teil die für den Tod angiebt. Schliesslich ist die Höhe der Beisteuer notiert. Für Ort, Tag und Namen des Inhabers war natürlich Raum zum Ausfüllen freigelassen. Da nach dem 1. Mai 1455 die Urkunden wertlos wurden, benutzten sie später die Buchbinder öfters zu Einbandzwecken, wodurch noch eine Anzahl dieser Pergamentblätter erhalten blieb. Im ganzen sind bis jetzt über 40 Stück gefunden, aus denen hervorgeht, dass die 1454er Auflage auf deutschem, die 1455er auf italienischem Pergament gedruckt wurde; die Höhe der beiden Anflagen lässt sich dagegen nicht mehr feststellen. Der früheste der bekannt gewordenen Ablassdrucke ist vom 12. November 1454 aus Fritzlar datiert.

Aus gleichem Anlass wie der cypernsche Ablasshandel entstand in den Jahren 1454—1455 in Gutenbergs Offizin der Druck eines Volksbüchleins unter dem Titel: „Eyn manūg d'cristēheit wîdd' die durkē."

Es ist ein auf neun Quartseiten in Kalenderform zusammengereimter Aufruf an die ganze Christenheit, gegen die Eroberer von Konstantinopel ins Feld zu ziehen und sie bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Der ungenannte Verfasser verspricht darin gleichzeitig den zur Abwehr des drohenden Türkeneinfalles Aufgeforderten im Laufe des Jahres 1455 zwölf günstige Zeichen am Himmel und wünscht zum Schlusse:

„Eyn gut selîg nuwe Jar."

Das erste Hauptwerk Gutenbergs bildet aber sein Bibeldruck, und zwar der Druck der 42zeiligen Bibel. Diese sowohl, wie auch die 36zeilige Bibel, sind ohne Datum, und der Streit, welche von beiden die ältere sei, blieb lange unentschieden, bis endlich in neuester Zeit Dziatzko durch eingehendste Textvergleichung feststellen konnte, dass der 42zeiligen Bibel die Priorität

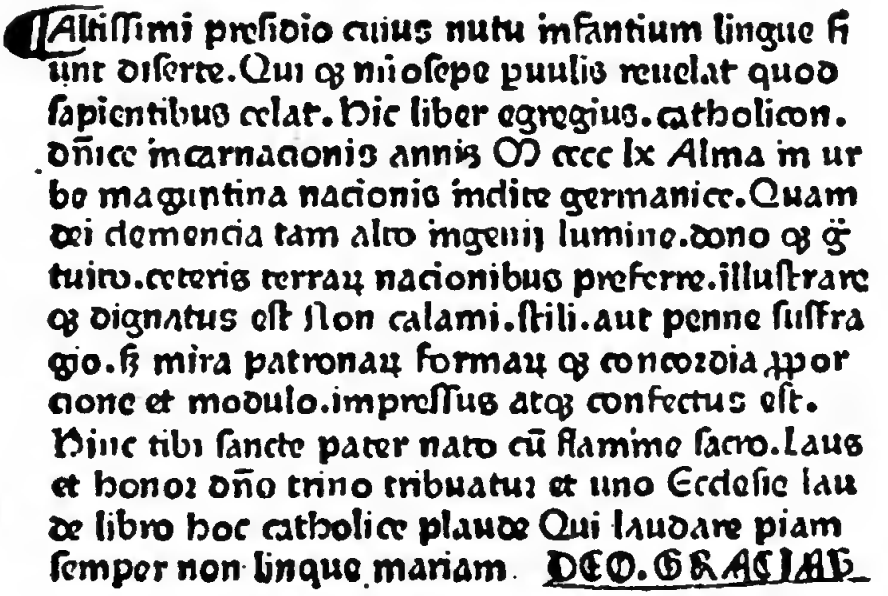
Digitized by Google

gebühre. Die 36zeilige, früher meist als die ältere betrachtet, erwies sich dagegen als Nachdruck, denn ihr Setzer setzte nach einem nicht rubrizierten Exemplare der 42zeiligen. Die *42zeilige Bibel* entstand in den Jahren 1453—1456. Sie ist ein zweibändiger Foliant von 324 und 317, zusammen also 641 Blättern zweispaltige Zeilen, und zeigt auf den neun ersten Blattseiten häufig nur 40 Zeilen, wahrscheinlich als Resultat einer ursprünglich beabsichtigten 40- oder 41zeiligen Ausgabe. Die 66 Lagen bestehen meist aus je fünf Bogen (Quinternionen). Gedruckte Seitenzahlen, Signaturen, Kustoden und Initialen fehlen. Vollendet wurde der 42zeilige Bibeldruck, nach einer Notiz des Mainzer Rubrikators Heinrich Cremer, in der ersten Hälfte des Jahres 1456. Cremer schrieb nämlich an den Schluss eines in Paris vorhandenen Exemplares (in lateinischer Sprache): „Dieses Buch ist illuminiert, gebunden und vollendet worden durch Heinrich Cremer, Vikar an der Kollegiatkirche zu St. Stephan in Mainz, im Jahre des Herrn Eintausendvierhundertsechsundfünfzig, am Feste der Himmelfahrt der glorreichen Jungfrau Maria. Gott sei Dank. Alleluja etc.“ Von der ganzen Auflage, die kaum unter 100 Exemplare anzunehmen ist (1/3 scheint auf Pergament gedruckt worden zu sein), giebt es noch 31, und zwar 10 auf Pergament, 21 auf Papier gedruckte Exemplare. Pergament-Exemplare (mit prachtvoll gemalten Initialen und Goldverzierungen) befinden sich in Berlin, Dresden, Fulda, Göttingen, Leipzig, London, St. Paul (Oesterreich), Paris und Rom; Papier-Exemplare in Aschaffenburg, Klein-Bautzen, Erfurt, Frankfurt a. M., Leipzig, Rebdorf, Trier, Wien, Paris, London und Petersburg. Welchen Geldwert heute diese ersten Druckwerke besitzen, lässt sich aus der Thatsache berechnen, dass bei der im Juni 1897 zu London stattgehabten Versteigerung der Ashburnham-Bibliothek ein

Exemplar dieser Bibel 4000 Pfund Sterling, also ca. 80000 Mark erzielte, während ein Pergament-Exemplar derselben zur Zeit Gutenbergs in Paris 2000 Francs kostete. Wie gross übrigens die Herstellungskosten solcher Prachtwerke ursprünglich waren, geht aus einer Mitteilung des Abtes Trithemius von Sponheim hervor. Derselbe schreibt nämlich in seinen Jahrbüchern von Hirschau zum Jahre 1450: „Von Peter Schöffer habe ich gehört, dass diese Druckkunst in der ersten Zeit grosse Schwierigkeiten verursacht hat, beim Druck der Bibel habeu sie mehr als 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie die dritte Quatern (richtiger Quintern) fertig hatten." Unter einer Quatern ist ein Heft (Lage) von 4 Bogen = 8 Blättern, unter einer Quintern eiu solches von 5 Bogen = 10 Blättern zu verstehen. Da nun für einen einzigen Pergamentbogen des Bibelformats ein ganzes Kalbfell erforderlich war, und die vollständige, aus zwei Folianten bestehende Bibel 320 solcher Bogen beuötigte, so ergiebt sich, dass die 10 noch vorhandenen Exemplare 3200 Pergamentbogen, also die Felle einer ganzen Herde beansprucht haben.

Die 36zeilige Bibel umfasst 881 Blätter oder 1762 zweispaltige Seiten, zumeist in Lagen von 5 Bogen gefalzt, und ist gewöhnlich in zwei- bis dreibändige Folianten gebunden. Die Räume für die grossen Initialen sind zum Ausmalen freigelassen. Das Druckjahr der 36zeiligeu Bibel ist ebenfalls unbekannt, ein rubriziertes Pariser Exemplar ist vom Jahre 1461 datiert. Die ersten Druckbogen verraten noch technische Unsicherheit, der Druck ist sehr stark, das Register steht nicht gut und auch andere Mängel fallen auf; die späteren Teile dagegen sind besser gelungen. Von der 36zeiligen Bibel sind noch neun, zum Teil unvollständige, Exemplare vorhandeu, uud zwar in Althorpe, Antwerpen, Jena, Leipzig, London, Paris, Stuttgart, Wien und Wolfenbüttel.

Der letzte grosse Druck Gutenbergs war das 1460 vollendete Katholikon (ein lateinisches Wörterbuch nebst Grammatik von Johannes Balbus). Seine 64 ersten Blätter enthalten die Grammatik, dann beginnt das Wörterbuch mit Alma und endigt mit Zosimus. Das ganze Werk umfasst 373 eng gedruckte, meist 66zeilige Folioblätter mit doppelten Kolumnen ohne Blattzahl, Kustoden und Signaturen, sowie ohne Summarien (Hauptinhaltsanzeige) und Initialen (für die Raum gelassen war).


Altissimi presidio cuius nutu infantium lingue fi unt diserte. Qui & nn̄o sepe puulis reuelat quod sapientibus celat. Hic liber egregius. catholicon. dn̄ice incarnacionis anns̄ M CCC lx Alma in ur be maguntina nacionis indite germanice. Quam dei clemencia tam alto ingenii lumine. dono & ꝯ tuito. ceteris terraꝝ nacionibus preferre. illustrare & dignatus est non calami. stili. aut penne suffra gio. sed mira patronaꝝ formaꝝ & concordia ꝓpor cione et modulo. impressus atq; confectus est. Hinc tibi sancte pater nato cū flamine sacro. Laus et honor dn̄o trino tribuatur et uno Ecclesie lau de libro hoc catholice plaude Qui laudare piam semper non linque mariam. DEO. GRACIAS.

Schlussschrift des Katholikon (1460).

Am Ende des Buchstabens J (Blatt 189 rechte Seite) steht gedruckt sequitur, und darunter geschrieben in alio folio, die Rückseite des Blattes ist weiss gelassen, um das Werk in zwei Bände binden zu können.

Was dem Katholikon noch einen ganz besonderen Wert verleiht, ist seine denkwürdige (bereits kurz erwähnte) Schlussschrift, in welcher Gutenberg, ohne sich selbst zu nennen, zum erstenmal öffentlich über seine Erfindung sich äussert, und zwar mit jener Bescheidenheit, die stets ein Zeichen wahrer Grösse ist.

Die Schlussschrift, welche wahrscheinlich von Dr. Humery, Gutenbergs Freund und Helfer in der Not, lateinisch abgefasst wurde, lautet in's Deutsche übertragen:

„Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink der Unmündigen Zungen beredt werden, und der oftmals den Kleinen offenbart, was den Weisen er verhehlt, ist dieses vortreffliche Buch Katholikon im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460, in dem gesegneten Mainz, einer Stadt der berühmten deutschen Nation, welche Gottes Huld durch ein so hohes Geisteslicht und freies Gnadengeschenk den übrigen Nationen der Erde vorzuziehen und auszuzeichnen gewürdigt hat, gedruckt und vollendet worden, nicht mit Hilfe von Rohr, Griffel oder Feder, sondern durch das wunderbare Zusammenstimmen, Verhältnis und Ebenmass der Patronen und Formen."

Dann folgt als rhythmischer Schluss:

„Heiliger Vater, sei dir und dem Sohn und dem heiligen Geiste
Lob und Ehre gezollt, als der dreieinigen Gottheit.
Klinge zum Lobe der Kirche, Katholikon, in diesem Buche,
Und vergiss nicht zu preisen die gütige Jungfrau Maria.
Gott sei Dank!"

Von dieser ersten Katholikon-Ausgabe sind seither noch 25 Exemplare ermittelt worden, und zwar Pergamentdrucke in Aschaffenburg, Cues an der Mosel, Dresden, Frankfurt a. M., Gotha, München, Wien, Avila, Besançon, Paris, England; und Papierdrucke in Berlin, Darmstadt, Dresden, Gotha, Mainz, München, Trier, Wiesbaden, England und Frankreich (Paris).

Hiermit schliesst die Reihe der Gutenberg selbst zugeschriebenen Druckwerke; ob und inwieweit der Erfinder noch an der Herstellung anderer kleinerer und grösserer Erzeugnisse seiner Kunst persönlich beteiligt war, wie z. B. an dem Kalender für das Jahr 1457,

von dem ein 1456 gedrucktes Fragment (Folioformat auf Papier) die Pariser Nationalbibliothek besitzt, lässt sich nicht nachweisen. Dagegen hat er vermutlich Vorarbeiten geliefert zu dem nach seiner Trennung von Fust und Schöffer, von letzteren 1457 herausgegebenen prachtvollen *Psalterium*. Dieses Meisterwerk der Typographie ist zugleich das erste Druckwerk mit vollständiger Angabe des Druckers, des Druckortes, der Jahreszahl und des Datums (14. August 1457), und mit farbigen Initialen versehen, während Seitenzahl, Signatur und Kustoden auch hier noch immer fehlen. Es giebt von dieser ersten Ausgabe noch sechs Exemplare, davon zählt die eine Hälfte 175, die andere nur 143 Blätter; das schönste Exemplar besitzt Wien, dann kommen Darmstadt und Dresden. Lorck widmet dem grossartigen Werk folgende Beschreibung:

„Dreihundertundsechs grosse Initialen, in Rot und Blau gedruckt, schmücken das kostbare, der starken Benutzung wegen *nur* auf Pergament gedruckte Buch. Eine Hauptzierde ist das den Text anfangende Initial 𝔅. Der eigentliche Körper des Buchstabens bildet ein Viereck von 9 cm Höhe und Breite; rechnet man jedoch die Ausläufer mit zur Höhe, so beträgt diese 31 cm. Die Ornamentierung trägt einen maurischen Charakter und ist wahrscheinlich einem spanischen Manuskripte nachgebildet. Ueber die Herstellung dieser farbigen Initialen sind die Kenner nicht einig. Die vollendete Genauigkeit des Passens schliesst, bei den damaligen technischen Hilfsmitteln, den Gedanken an einen Doppeldruck aus. Einige halten dafür, dass die Holzschnitte in einzelne Teile nach den Farben zerlegt, diese einzeln eingefärbt und dann, ineinander gefügt, mit *einem* Druck hergestellt sind, ganz in der Art des, zu Anfang unseres Jahrhunderts entstandenen, Congrevedruckes. Andere behaupten, die Holzschnitte

seien blind in den Bogen gepresst und nachher ausgemalt, und wollen überhaupt an vielen Stellen des Textes eine Uebermalung weniger gut gedruckter Sätze und Buchstaben entdeckt haben (vergl. hierzu die bereits mitgeteilte Technik Schmidts). Wie dem auch sei, so ist die Ausführung der Doppelfärbung eine technisch vollendete. Ohne Mängel ist das Werk dennoch nicht, namentlich ist der Ausschluss ein unregelmässiger und haben die Zeilen verschiedene Länge, auch Druckfehler, selbst so auffälliger Natur wie *spalmorum* statt *psalmorum* in der ersten Zeile des Schlusswortes, kommen vor. Merkwürdig ist es überhaupt, dass gerade die Schlussworte der alten Drucke nicht selten Fehler aufzuweisen haben, namentlich in Bezug auf Jahreszahlen, was mitunter zu den sonderbarsten Schlussfolgerungen für die Geschichte der Buchdruckerkunst Anlass gegeben hat.

Zugegeben, dass die ganze blendende Pracht der Erscheinung die an unseren nüchternen Buchdruck gewohnten Beschauer befangen gemacht und sie veranlasst hat, die Mängel zu übersehen und alles für unübertrefflich zu halten, so kann man doch das Psalterium nur als ein Wunderwerk ansehen, wenn man bedenkt, dass es nur wenige Jahre nach der Erfindung erschien. Ueber diesen so schnellen Aufschwung muss man staunen und bekennen, dass die vier Jahrhunderte, die seit der Zeit vergangen sind, zwar in der technischen Tüchtigkeit und Korrektheit des Materials grosse Fortschritte gemacht haben, in der eigentlichen Kunst jedoch verhältnismässig wenige; ja, wir möchten bezweifeln, dass ein Meisterwerk von heute nach 400 Jahren ein so jugendliches Gepräge besitzen wird, wie das Psalterium hente noch zur Schau trägt. Fasst man ausserdem in's Auge, dass dies Werk kaum 21 Monate nach der Trennung Fust und Schöffers

von Gutenberg ausgegeben werden konnte, so liegt der Gedanke nahe, dass die Anfänge schon aus der Zeit der Verbindung stammen, worauf auch die von der sonstigen Schöffer'schen abweichende Schrift und die Ausstattungsart hinweisen."

Mit den zweifarbigen Initialen der Psalterdrucke hat sich auch der (bereits angeführte) ausgezeichnete Typograph Wallau beschäftigt und denselben (in der „Festschrift der Stadt Mainz zur Gutenbergfeier 1900") eine eingehende, auf der technischen Prüfung der in allen Psalterausgaben vorkommenden Abdrücke bernhende Untersuchung gewidmet. Wallau kommt dabei zu dem namentlich für den Techniker hochinteressanten Ergebnis, dass die Druckstöcke der zweifarbigen Initialen mit einer für den zweifarbigen Druck besonders geschaffenen Einrichtung versehen waren, die den *gleichzeitigen* Abdruck der beiden Farben ermöglichte. Die gedachte Vorrichtung ist grundsätzlich die gleiche wie bei den Grundplatten des sog. Congrevedruckes, die abnehmbare Platte wird jedoch bei den Psalterinitialen lediglich aus dem inneren Körper der Initiale gebildet, im Gegensatz zum Congrevedruck, wo die bewegliche Platte in der Regel den äusseren Rand, sowie die breiten Flächen zum Abdruck bringt. Die Ornamente der zweifarbigen Initialen befinden sich also auf einem festen, schrifthohen Block. Die Initiale selbst ist in diesem Stock ganz weggelassen, an ihrer Stelle befindet sich eine untenartige Austiefung von etwa 2—3 mm Tiefe, in die, genau passend, der Körper der Initiale als besonderes Stück lose eingelegt werden konnte. Nimmt man dieses Initialplättchen aus dem Ornamentstock heraus, versieht es z. B. mit blauer, die Ornamente aber mit roter Farbe, legt es dann vorsichtig, ohne die schon eingefärbten Ornamente zu berühren, in die Rinnen wieder ein und druckt den so vorbereiteten Stock in

der Presse ab, so ist ohne weiteres klar, dass man einen zweifarbigen Abdruck (blaue Initiale und rote Verzierungen) in genau passendem Register erhält. Es versteht sich von selbst, dass die Druckstöcke der zweifarbigen Initialen auch einfarbig abgedruckt werden konnten. Die lose Platte verbleibt einfach im Ornamentstock und wird gleichzeitig mit diesem eingefärbt. Die Psalterdrucke liefern auch hierfür Beispiele. Auch liegt es auf der Hand, dass obige Vorrichtung eine äusserst schwierige technische Aufgabe, deren Lösung auf anderem Wege (wie z. B. dem Druck von zwei getrennten Formen) unmöglich gewesen wäre, in geradezu absolut sicherer Weise löste. Thatsächlich weisen die vielen Tausende von noch erhaltenen Abdrücken der zweifarbigen Initialen nicht ein Beispiel von Registerschwankung auf. Dass die zweifarbigen Initialen mit ihren prachtvollen, künstlerisch wie technisch auf der höchsten Stufe stehenden Ornamenten nur durch Metallschnitt hergestellt sein konnten, hat de Vinne (Invention of printing, London 1877) mit treffenden Gründen belegt. Die Untersuchungen Wallaus, insbesondere die in den Druckstöcken selbst nachgewiesene Einrichtung zum zweifarbigen Druck, setzen diese Annahme über jeden Zweifel. Wallau entscheidet sich für Bronze oder Kupfer, und schreibt die Erfindung und Ausführung dieser metalltechnischen Meisterwerke, wie des gesamten Typenmaterials der Psalterdrucke *Gutenberg zu*, als der *einzig* in Betracht kommenden Persönlichkeit.

h) Die Ausbreitung der Typographie.

Der Streit zwischen dem vom Papste abgesetzten Mainzer Kurfürsten Diether von Isenburg und dem an seiner Stelle ernannten Grafen Adolf von Nassau nahm für die Vaterstadt Gutenbergs einen verhängnisvollen

Ausgang. Am 28. Oktober 1462 gelang es den Anhängern Adolfs, durch einen verräterischen Ueberfall Mainz in der Morgendämmerung zu erobern. Die überraschten Bewohner wehrten sich verzweifelt, und über 400 Tote lagen zuletzt in den Strassen, an 150 Häuser gingen in Flammen auf, darunter auch angeblich die Fust-Schöffersche Druckerei, aus welcher während des Kurstreites verschiedene Einzelblattdrucke hervorgegangen waren (wie die päpstliche Bulle und das kaiserliche Manifest betreffend die Absetzung Diethers, das Manifest Diethers gegen den Papst und Adolf, sowie Adolfs Gegenmanifest). Bei dem Strafgericht Adolfs über die ihm feindlich gesinnten Bürger wurden viele derselben vertrieben und ihre Häuser unter die Sieger verteilt, nur die nassauisch Gesinnten erfuhren Schonung, und zu den letzteren, oder doch zu den Neutralen, gehörte wahrscheinlich auch der bald darauf zu Adolfs Hofdienstmann ernannte Gutenberg. So unheilvoll dieser Kurstreit nun auch für Mainz selbst endigte — die Stadt verlor damals ihre früheren Vorrechte — für die übrige Welt war der Ausgang ein Glück, denn die Jünger Gutenbergs zogen nun, durch die Zerstörung ihres Wohnortes gezwungen, hinaus in die Lande und offenbarten zum Heil der Menschheit das in Mainz beschworene Kunstgeheimnis. Dadurch nahm die neue Kunst, schneller und sicherer, als sonst, und noch bei Lebzeiten ihres Erfinders, den Siegeslauf durch die Welt, denn vor 1462 war die Typographie, abgesehen von Mentel in Strassburg (vor 1460) und Pfister in Bamberg (1461), auf Mainz beschränkt geblieben. Es lassen sich daher aus den ersten 50 Jahren nach der Erfindung schon an 250 Druckorte mit ungefähr 1000 Druckereien nachweisen, aus welchen in jenem Zeitraum über 22000 Auflagen hervorgegangen sind. Die Auflage zu nur 300 Exemplare angenommen, ergiebt (bei 300 jährlichen Arbeitstagen)

bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits über sechseinhalb Millionen in Europa verbreitete Druckwerke (= durchschnittlich 130000 im Jahr), gewiss ein grossartiger Erfolg, wenn man bedenkt, wie viele Jahre mühseliger Schreiberarbeit z. B. nur eine einzige Bibelabschrift erforderte.

Nach ihrer Entstehungszeit geordnet, verbreitete sich die Typographie in den ersten 50 Jahren von Mainz aus nach folgenden deutschen Städten: Strassburg (vor 1460), Bamberg (1461), Köln (1466), Augsburg (1468), Nürnberg (1470), Speyer (1471), Esslingen (1472), Lauingen, Merseburg und Ulm (1473), Blaubeuren, Breslau, Burgdorf, Lübeck und Trient (1475), Pilsen und Rostock (1476), Eichstätt und Prag (1478), Würzburg (1479), Leipzig (1481), Erfurt, München, Memmingen, Passau, Reutlingen und Wien (1482), Magdeburg (1483), Heidelberg und Regensburg (1485), Brünn, Münster, Schleswig und Stuttgart (1486) und Hamburg (1491). Im ganzen wurde in mehr als 50 deutschen Orten und von mehr als 200 selbständigen Druckern vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt. Aber auch in ausserdeutschen Ländern hielt die Buchdruckerkunst schon frühe ihren siegreichen Einzug, so vor allen anderen in *Italien*, das 1480, als Deutschland erst mit Mainz und Eltville 23 Städte mit Druckereien zählte, deren bereits 40 aufweisen konnte. Die erste italienische Druckerei entstand (1464) im Kloster zu Subiaco, ihr folgten: Rom (1467, das 1500 schon 37 Drucker, darunter 25 deutsche zählte), Venedig (1469, wo es im fünfzehnten Jahrhundert nicht weniger als 250 Druckereien gab) und Mailand (1469). *Frankreich* hatte die erste Druckerei in Paris (1470), die *Niederlande* waren vertreten durch Utrecht (1471), Brügge (1476), Delft (1477), Antwerpen (1482), und erst als 21. Stadt Haarlem (1483). Namentlich in Antwerpen gelangte die Druckkunst im

sechzehnten Jahrhundert zu hoher Blüte durch Christoph Plantin, dessen Druckerei damals als achtes Weltwunder galt, während Amsterdam und Leyden durch die Druckerfamilie Elzevir (1592—1680) Berühmtheit erlangten. In *England* wurde die Kunst zuerst in London (1477) eingeführt, Oxford folgte (1478), dann St. Albans (1480); in *Schottland* erscheint sie erst 1505 und in *Irland* 1551. In der *Schweiz* erhielt Basel bereits vor 1468 die erste Offizin, dann kamen Beromünster (1470), Genf (1478) und Zürich (1504). *Spanien* besass in Valencia (1474), Saragossa (1475), Madrid (1500), *Portugal* in Lissabon (1487), *Ungarn* in Ofen (1472) und *Polen* in Krakau (1491) erste Druckereien. Hier, wie in Litthauen, Galizien und Portugal, haben sich Juden und Jesuiten um die Einführung der Erfindung verdient gemacht. In *Russland* finden sich die frühesten Druckereien zu Tschernigow (1493) und Moskau (1553), in *Schweden* und *Norwegen* zu Stockholm (1483) und zu Upsala (1510), in *Dänemark* zu Odense auf Seeland (1482) und auf *Island* zu Holum (1531). In *Griechenland* und der *Türkei* verbot Sultan Bajazet II. 1483 bei Todesstrafe die Ausübung der Typographie, welche trotzdem seit 1490 von Juden dort, besonders durch hebräische Drucke, im Verborgenen betrieben wurde; Konstantinopel sah erst 1727 die erste staatlich erlaubte Werkstatt. Auch in Smyrna hatten die Juden bereits 1658 gedruckt, ebenso in Adrianopel (1554) und in Belgrad (1552). In *China* und *Japan* druckten nach europäischer Art zuerst Jesuiten-Missionare Ende des sechzehnten oder Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, so in Macao (1590), in Peking (1603) und in Tacaco auf der Insel Nippon (1591). In *Ostindien* sind durch frühe Pressen vertreten: Goa (1563) und Tranquebar (1569). Dagegen gelangte die Kunst erst 1778 nach Calcutta, 1792 nach Bombay und 1820 nach *Persien*. In *Mexiko* druckte der Deutsche

Johann Cromberger 1544, Jesuiten druckten 1585 in Lima, 1612 in Puebla, und um diese Zeit auch in *Brasilien*. Buenos Aires bekam die erste Presse 1789, Montevideo 1807 und Valparaiso 1810. In *Westindien* begann der Druck zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf Haïti, in den englischen Kolonien *Nordamerikas* 1766 zu Halifax, und in den Vereinigten Staaten standen die ältesten Pressen 1638 zu Cambridge, 1686 zu Philadelphia und 1693 zu New-York. *Kalifornien* erhielt erst 1846 seine erste Druckerei in San-Francisco. Der älteste bekannte Druck aus *Afrika* entstand 1583 in Angra auf der Azoreninsel Terceira, und die erste Presse in Kairo liess Napoleon I. im Jahre 1798 errichten. Nach *Australien* endlich kam die erste Druckerei durch die englische Regierung im Jahre 1795.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung — es seien noch als Druckorte beigefügt die Inseln: Manila (Philippinen) 1590, Batavia (1668) und Ceylon (1737) — lässt sich nicht nur die geographische Verbreitung des Buchdrucks über die Erde verfolgen, sondern sie gestattet auch Schlüsse auf den jeweiligen Kulturstand der verschiedenen Länder. So zeigt sich glänzend erfüllt, was auf einem am 4. Oktober 1827 in Mainz errichteten Gutenberg-Denkmale steht:

„Völker sprechen zu Völkern, sie tauschen die Schätze des Wissens,
Mütterlich sorgsam bewahrt, mehrt sie die göttliche Kunst;
Sterblich war einst der Ruhm, sie gab ihm unendliche Dauer,
Trägt ihn von Pole zu Pol, lockend durch Thaten zur That."

i) Der Ruhm der Erfindung und die unbegründeten Ansprüche darauf.

Mit der Typographie verbreitete sich gleichzeitig auch der Ruhm ihres Erfinders durch die Welt, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts, um dessen Mitte die Druck-

kunst entstanden war, erhoben sich zahlreiche Stimmen zu ihrem und ihres Schöpfers Lob. Da es die Stimmen zum Teil noch von Zeitgenossen Gutenbergs sind, und da die meisten von ihnen nicht nur Deutschland als das Land und Mainz als die Stadt der Erfindung preisen, sondern auch Gutenberg ausschliesslich als den Erfinder, so besitzen diese Aeusserungen — es sind über 50 von Druckern, Gelehrten und Geistlichen bis zum Jahre 1500 gesammelt — urkundlichen Wert. Hier einige der ältesten Ursprungs-Zeugnisse betreffend den Erfinder:

In einem gedruckten lateinischen Briefe des Dr. theol. Guillaume Fichet in Paris (1433—1478) an Robert Gaguin vom 1. Januar 1472 heisst es:

„... Den humanistischen Studien hat eine neue Art Buchhändler grossen Glanz verliehen, welche seit unserem Gedenken (gleich wie einst das trojanische Pferd) Deutschland nach allen Seiten ausgeschüttet hat. Dort, erzählt man nämlich, nicht weit von der Stadt Mainz (Eltville?), sei ein gewisser Johannes, mit dem Beinamen *Gutenberg* gewesen, der als der erste von allen die Buchdruckerkunst ausgedacht habe, wodurch nicht mit dem Rohre (wie die Alten thaten), auch nicht mit der Feder (wie wir jetzt thun), sondern mit aus Erz gegossenen Buchstaben die Bücher hergestellt werden, und zwar ganz rasch, glatt und schön. Fürwahr, dieser Mann war würdig, dass ihn alle Musen, alle Künste und alle Zungen derer, die sich an Büchern erfreuen, mit göttlichen Lobsprüchen ehren, und ihn den Göttern und Göttinnen desto mehr vorziehen, je näher und gegenwärtiger er den Wissenschaften und den studierenden Leuten seine Unterstützung geliehen hat. Denn wenn Liber und die ernährende Ceres vergöttert werden, jener, weil er die Gaben des Bachus erfunden und die Becher des Acheloos mit den gefundenen Trauben gemischt, diese, weil sie die Eichel Chaoniens mit der fetten Aehre vertauscht,

und (um einen anderen Dichter zu gebrauchen) weil Ceres zuerst mit gekrümmtem Pfluge die Erdschollen auseinander riss und zuerst Früchte und liebliche Nahrung der Erde gab, so hat jener *Gutenberg* weit Angenehmeres und Göttlicheres erfunden. Er hat nämlich derart Buchstaben ausgefeilt, dass man mit denselben alles, was man sagen und denken kann, ganz bald schreiben, abschreiben und der Nachwelt überliefern kann . . .“

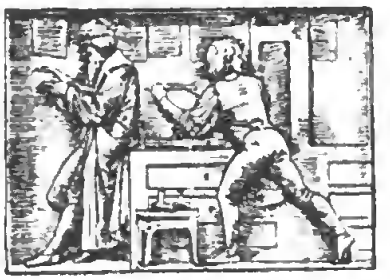
Und in der „Chronik der Päpste und Kaiser“ von Johann Philipp de Lignamine zum Jahre 1458 (Rom 1474) findet sich die Stelle: „Jakob (?), mit dem Beinamen *Gutenberg*, aus Strassburg (?) und ein zweiter mit dem Namen Fust, beide geschickt, Buchstaben auf Papier mit metallenen Lettern zu drucken, werden in der deutschen Stadt Mainz dadurch bekannt, dass sie jeder täglich 300 Bogen herstellen . . .“

Aehnlich schreibt Matteo Palmerio aus Pisa in der „Chronik des Eusebius“ zum Jahre 1457 aus Venedig (1483): „Wieviel die Freunde der Wissenschaften den Deutschen verdanken, lässt sich in keiner Weise genügend ausdrücken. Denn die Buchdruckerkunst, die von dem Ritter Johann *Gutenberg* zum Jungen in Mainz am Rhein 1440 mit emsigem Geist erfunden wurde, ist jetzt fast in allen Erdteilen ausgebreitet. Hierdurch ist das ganze Altertum jetzt um wenig Geld zugänglich und kann von den Nachgeborenen in zahllosen Bänden gelesen werden“, und die „Chronica Bossiana“ (Mailand 1492) bemerkt zum Jahre 1457: „In diesem Jahre wurde die jeglicher Gelehrsamkeit nutzbringende Kunst, Bücher zu drucken, durch *Gutenberg*, einen Deutschen, erfunden.“

Aus diesen ältesten, und den im sechzehnten Jahrhundert folgenden, Zeugnissen erhellt in seltener Uebereinstimmung, dass Gutenberg, der nie sich öffentlich, weder als Erfinder noch als Drucker, nannte, dennoch von den unterrichteten Zeitgenossen als der Urheber

der Typographie ausdrücklich bezeichnet worden ist. Sie alle konnten, wenn nicht von dem Meister selbst, so doch von seinen ihn überlebenden Schülern genau unterrichtet sein und daher aus erster Quelle schöpfen, und gegen ihre erdrückende Beweiskraft blieb bis jetzt jeder Versuch, an Gutenbergs Stelle einen anderen als Erfinder zu setzen, erfolglos.

Dennoch wurde im Laufe späterer Jahrhunderte von deutscher, holländischer, italienischer, böhmischer, französischer, und zuletzt belgischer, Seite dieser stets misslungene Versuch unternommen, und etwa 16 Städten, ausser Strassburg und Mainz, und etwa einem Dutzend Personen neben Gutenberg, die Ehre der Erfindung vorübergehend zugesprochen.



Relief: Gutenberg durchliest einen Druckbogen.

Freilich, der Ruhm Gutenbergs war und ist zu verlockend, um nicht die Versuche zu begreifen, ihm denselben zu schmälern oder zu entreissen, doch umsonst, jeder Einsichtsvolle muss sich fragen: Warum traten alle diese Ansprüche erst so *spät* hervor? Warum, wenn ein anderer der Erfinder war, protestierte er nicht noch zu Lebzeiten Gutenbergs, oder im ersten Jahrhundert der Typographie, gegen die obigen Ansprüche? Nach dem begeisterten Lob auf die neue Kunst aus dem Munde so vieler Würdenträger in Kirche und Staat ist es doch psychologisch undenkbar, dass der wahre Erfinder oder sein Anhang ruhig geblieben wäre bei der Verherrlichung der neuen Kunst? Mit besonderer Hartnäckigkeit wurde in Holland einige Zeit lang ein Laurens Janszoon *Coster* aus Haarlem als angeblicher Erfinder bezeichnet — er erhielt sogar ein Denkmal — bis sein

eigener Landsmann, Dr. van der Linde, auf Grund archivalischer Studien in der „Costerlegende“ überzeugend nachwies, dass dieser Coster niemals existiert hat. Van der Linde, zuvor eifriger Costerianer, setzte nun seine typographischen Untersuchungen fort und gelangte zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, dass Gutenberg und kein anderer die Typographie erfunden hat. Obgleich er aber damit in seiner Heimat grosses Aergernis erregte, gab er dennoch der Wahrheit die Ehre und veröffentlichte in zwei umfangreichen Werken (1878 und 1886) das Resultat seiner jahrelangen Forschungen über Gutenberg und dessen Erfindung. Auch die Italiener liessen sich aus missverstandenem Patriotismus verleiten, ihrem Landsmanne Pamphilo Castaldi als angeblichem Erfinder der Typographie in seinem Geburtsorte Feltre 1868 ein Denkmal zu errichten, und zwar mit noch weniger Berechtigung, als seiner Zeit die Holländer ihr Costerdenkmal aufstellten. Castaldi soll vor Gutenberg bewegliche Lettern hergestellt haben, für welche ihm die zu Murano gefertigten, vom Bischof von Equila erfundenen, Glasbuchstaben zum Muster gedient hätten. Er habe indessen seiner Erfindung keinen Wert beigelegt (!) und sie an Fust abgetreten, der damit 1457 das Psalterium gedruckt habe. Aber nicht eine Zeile Druck von Castaldi liefert den Beweis für diese Erfindergeschichte. —

Mit gleichem Misserfolge wie vorher für Coster und Castaldi, ist in jüngster Zeit für zwei andere Pseudo-Erfinder der Ruhm Gutenbergs reklamiert worden, für Waldvogel und Brito. Im Jahre 1890 zu Avignon aufgefundene und von Abbé Requin veröffentlichte Notariatsakte aus dem Jahre 1446 weisen nämlich auf einen aus Prag gebürtigen Silberschmied mit Namen Prokop Waldvogel (Procopius Valdfoghel) hin, der 1444 zu Avignon versucht habe, Schrift herzustellen mit Metalltypen,

deren Beschaffenheit jedoch unbekannt geblieben ist. Die Richtigkeit dieser Behauptung nach den Urkunden zugegeben, so hat doch Waldvogel die Typographie weder erfunden, noch ausgeübt, wie van der Linde ebenfalls bewiesen hat; wie hätte sonst auch der König von Frankreich im Jahre 1458 nötig gehabt, den Nikolas Jenson nach Mainz zu schicken, um dort hinter das Wesen von Gutenbergs Erfindung zu kommen? Auch ist es höchst unwahrscheinlich, dass Fichet, der älteste Lobredner Gutenbergs, welcher um jene Zeit in Avignon studiert hatte, keine Kenntnis von Waldvogels angeblicher Erfindung sollte erlangt haben. —

Der letzte Fall betrifft Jean Brito. In seiner 1897 zu Brügge erschienenen Abhandlung „L'oeuvre de Jean Brito" versuchte der dortige Archivar Gilliodts-van-Severen den Nachweis, dass ein seither unbekanntes Doctrinael „zur Belehrung aller Christen" in der Pariser Nationalbibliothek 1445 zu Brügge von Johann Brito, „Bürger von Brügge, Buchdrucker und Erfinder" (wie er auf dem Umschlag genannt wird) mit beweglichen, gusseisernen Buchstaben gedruckt worden, und daher „allem Anschein nach" (?) älter sei, als die erste Bibel Gutenbergs. Nach van der Linde aber druckte Brito erst von 1477 ab bis 1488, und die Gegenschrift Bockenheimers „Johann Brito aus Brügge, der angebliche Erfinder der Buchdruckerkunst" (Mainz 1898) hat ausserdem sämtliche Argumente des Brügger Archivars mit ironischer Schärfe und unanfechtbarer Logik widerlegt.

So hat sich denn auch der neueste Anspruch von anderer Seite auf den Ruhm der Erfindung als unhaltbar gezeigt gegenüber der überwältigenden Beweisführung zu Gunsten Gutenbergs, der voraussichtlich in Zukunft bleiben wird, was er längst bei seinen Zeitgenossen war: der *alleinige Erfinder* der Typographie. Wahr aber bleibt heute noch, was einst (1575) der grösste

deutsche Satiriker des Mittelalters, Johann Fischart, mit Bezug auf die Erfindung der Buchdruckerkunst sagte:

„Gelobet sei der löblich Fund
Der edlen Truckerey.
— Hätt' Welschland diesen Fund ergründ,
Seins rühmens wär kein End',
Nun hats euch Teutschen Gott gegünnt,
Deshalb ihn wohl anwendt."

Das erste Jubelfest der Typographie wurde im Jahr 1540 zu Wittenberg, das zweite 1640, aber schon in ausgedehnterem Umfange, namentlich in Leipzig, Jena und Breslau, das dritte 1740 in den meisten grösseren Städten Deutschlands und der Schweiz, und das vierte 1840 fast in ganz Europa gefeiert, und zwar jedesmal in der irrtümlichen Annahme des Jahres 1440 als Erfindungsjahr, während 1450 richtiger gewesen wäre. Als Tag war dabei stets der 24. Juni (Johannistag), als Namenstag des Erfinders, festgesetzt, weil Gutenburgs Geburtstag unbekannt geblieben ist. Die älteste Säkularschrift der Typographie dürfte ein 1541 erschienenes Lobgedicht des Mainzer Korrektors Johannes Arnoldi Bergellanus darstellen, und schier zahllos sind die anlässlich der späteren Gutenberg-Feiern bis zur Gegenwart dem Andenken des Meisters gewidmeten Gaben in Poesie und Prosa, sowie die in Form von Denkmünzen, Bildern, Kompositionen und anderen Erinnerungszeichen ihm dargebrachten Huldigungen aus fast allen Teilen der bewohnten Erde.

Mainz besitzt seit 1837 ein Monument seines grössten Sohnes von Thorwaldsen, Strassburg seit 1840 ein Gutenbergdenkmal von David d'Angers, und Frankfurt am Main seit 1857 eine Kolossalgruppe, Gutenberg, Fust und Schöffer darstellend, von Schmidt von der Launitz.

Von grösseren Gutenberg-Statuen sei hier das hervorragend schöne Standbild des Bildhauers Ernst Paul

in Dresden (1883/84) genannt, und aus der Reihe der vielen Büsten und Gedenktafeln die 1885 an der Frühmesserei zu Eltville angebrachte Gutenberg-Büste mit Tafel.

Gutenbergs Nachruhm ist wie seine Kunst heute über die ganze Welt verbreitet und fast alle Völker erkennen neidlos und dankbar seine Grossthat an, war doch bereits vor 100 Jahren im Pariser National-Konvent seiner Asche die Ehre des Pantheons zugedacht, und ist doch „aus Beiträgen von ganz Europa“ sein Erzbild in Mainz entstanden, auf dem es (in Uebersetzung) heisst:

„Die Kunst, welche den Griechen verborgen, verborgen den Römern,
Hat der findige Geist eines Germanen erdacht.
Jetzt, was immer die Alten gewusst und die Neueren wissen,
Wissen sie nicht mehr für sich, sondern für jegliches Volk.“

2. Peter Schöffer in Mainz.

Nach Gutenberg, dem unsterblichen Grossmeister der Typographie, gebührt unter den ältesten „Fürsten der Druckkunst", welche die neue Erfindung mächtig gefördert und ihr den Weg über die ganze Erde gebahnt haben, *Peter Schöffer* der erste Platz.

Der Mitarbeiter Gutenbergs und Geschäftsgenosse Fust's, Peter Schöffer, kam zwischen 1420 und 1430 in Gernsheim, einem ehemals kurmainzischen, jetzt grossherzoglich hessischen Landstädtchen am rechten Rheinufer, zur Welt. Sein Name, gewöhnlich Schöffer, wird auch Schoiffer, Schoifher, Schoyfer, Schoffer, Scheffer und Schäfer geschrieben, lateinisch erscheint er als Petrus Gernsheimensis oder Petrus Schöffer de Gernsheim. Er selbst nannte sich in der Regel Schöffer, zuweilen aber auch Schoyffer oder Schoiffer. Tag und Jahr seiner Geburt sind nicht mehr festzustellen, da bei der Pfalzverwüstung durch die Mordbrenner Ludwigs XIV. mit der Zerstörung von Gernsheim die dortigen Kirchenbücher zu Grunde gegangen sind. Ebensowenig sind Nachrichten von Schöffers Eltern und von seinem Vorleben erhalten, nur aus seinem späteren Wirken erhellt, dass er eine gute Erziehung genossen und Rechtsstudien gemacht haben muss.

Aus einem früher in der 1870 abgebrannten Strassburger Bibliothek vorhandenen Manuskripte, welches vom Jahre 1449 aus Paris datiert und von Schöffer selbst

geschrieben war, ging nämlich hervor, dass er humanistische Studien und eine Zeit lang Jurisprudenz getrieben, und ausserdem sein kalligraphisches Talent als Abschreiber an der Pariser Universität verwertet hatte. Die erwähnte Handschrift mit ihren schönen, grossen Initialen, welche bereits viel Aehnlichkeit mit denen des Psalters von 1457 aufweisen, lässt Schöffers Kunstfertigkeit im Schönschreiben ausser Zweifel. Warum er jedoch Frankreich verlassen und sich 1450 oder 1451 nach Mainz zu Johann Fust begeben hat, ist unaufgeklärt. Vielleicht unterrichtete er zuerst Fust's Kinder als Hauslehrer, bis letzterer, seine Brauchbarkeit auch in technischer Hinsicht erkennend, ihn als Famulus anstellte und in das Geheimnis der neuen Erfindung einweihte. Jedenfalls erwies sich Schöffer bald als eine so hervorragende Kraft, und trug so viel zur Verbesserung der noch geheim gehaltenen Kunst bei, dass Fust beschloss, ihn dauernd an

Peter Schöffer bekennt sich in dieser Schlussschrift als Schreiber einer vorangegangenen Bibel. Paris 1449. (Aus: Mueller, J. — Ein Autographon P. Schoeffers. Königsberg 1869.)

sich zu fesseln. Er gab ihm deshalb seine Tochter Christine zur Frau und nahm ihn in die Gemeinschaft mit Gutenberg auf. Schöffer erkannte sofort die Mängel des seitherigen Verfahrens. Als Schönschreiber an schwungvolle, gleichmässige Federzüge gewöhnt, missfielen ihm die meist steifen, plumpen und ungenauen Buchstaben der ersten Druckversuche Gutenbergs, und er bemühte sich, die gotischen und halbgotischen Typen, welche das Lesen erschwerten, durch eine gefälligere Form zu ersetzen. Die aus gegossenen Mutterformen hervorgegangenen Typen waren häufig ungleich und stumpf, da die Matrize durch andauernden Einguss von glühendem Blei manchmal zu schmelzen begann, oder kleine Schlacken ansetzte, so dass nur die zuerst gegossenen Lettern scharf und klar aus der Form kamen, während die späteren Abgüsse oft die feinen Punkte, Striche und Kanten nicht mehr erkennen liessen.

Indem jetzt Schöffer von den gegossenen zu den geschlagenen, von den bleiernen zu den kupfernen Matrizen, und von den hölzernen Buchstabenstempeln zu den stählernen Patrizen überging, hatte er eine glückliche Hand und einen vollen Erfolg. Statt nämlich, wie ursprünglich geschah, die Matrizen zu giessen, schlug er sie mittels eines Stahlstempels, auf dem die Form erhaben ausgeschnitten war, der sogenannten Punze, in dünne Kupfer- oder Messingplättchen und ermöglichte hierdurch nicht nur einen schnelleren Guss, sondern auch vollständige Gleichheit und Schärfe der Buchstaben. Darin, und in einer zweckmässigeren Mischung des Gussmetalles und der Druckerschwärze, besteht das Hauptverdienst Schöffers um die Verbesserung und Vollendung der Typographie. Aber auch ein besserer Schnitt ist ihm nächst dem Guss der Typen zu danken, und die sogenannte Schwabacher Schrift, die zum erstenmal beim Druck von Breydenbachs Reisen aus-

giebigere Verwendung fand, wird auf Schöffer zurückgeführt.

Wie weit Schöffer bei den ersten Drucken Gutenbergs mitgewirkt hat, ist nicht näher ermittelt worden, nach der Trennung Fust's von dem Erfinder aber druckte er mit ersterem:

1. am 14. August 1457 das Psalterium Moguntinum (Mainzer Brevier); die zweite Auflage davon erschien 1502, die dritte 1515, während die Ausgaben von 1459, 1490 und 1516 ausschliesslich Benediktiner-Psalter sind. Ueber dieses künstlerisch hervorragendste Denkmal der ältesten Presserzeugnisse ist bereits bei Gutenberg (Seite 59) das Nähere mitgeteilt.
2. am 6. Oktober 1459 mit eigenen neuen Typen „Rationale divinorum officiorum“;
3. am 25. Juni 1460 „Constitutiones Clementi V.“;
4. im Kurstreit 1462 die erste politische Flugschrift, das Manifest Diethers von Isenburg gegen Adolf von Nassau, in Brief- (Plakat-) Form, und
5. am 14. August 1462 die „Biblia sacra latina“ in 2 Foliobänden von je 242 und 239 zweispaltigen Blättern zu 48 Zeilen, daher auch die 48zeilige Bibel genannt.

Die Exemplare dieser durch Schönheit ausgezeichneten Druckleistung — es existieren noch an 70 davon — sind teils auf Papier, teils auf Pergament, mit eingemalten Initialen hergestellt, und bilden zugleich die erste vollständig datierte Bibel, welche im Druck bekannt ist.

Nach der Eroberung von Mainz durch den Grafen Adolf von Nassau begann Schöffer von neuem die Arbeit, und bereits 1465 konnte er „Cicero de officiis“ erscheinen lassen, worin zum erstenmal griechische Buchstaben, in Holzschnitten, vorkommen.

Digitized by Google

Nach dem Ableben seines Schwiegervaters im Sommer 1466 führte Schöffer die Druckerei allein weiter, und veröffentlichte am 24. Mai 1468 eine prächtige Ausgabe von „Justiniani Institutiones cum Glossa“. Im ganzen mögen aus der Fust-Schöfferschen Druckerei bis 1466 11 grössere Werke, und aus der Peter Schöfferschen Offizin bis 1502 46 grössere Werke hervorgegangen sein. Die meisten derselben sind grosse Folianten, enthalten 50 bis 60 Zeilen in gespaltenen Kolumnen, und zählen jedes im Durchschnitt etwas über 150 Blätter. Ausser verschiedenen Neuauflagen von früher mit Fust gemeinsam herausgegebenen Werken, druckte Schöffer auch von auswärts bestellte Breviarien und Messbücher, wie 1485 für Meissen und 1499 für Breslau. Am 28. März 1485 veröffentlichte er sein erstes in deutscher Sprache gedrucktes und mit Holzschnitten geziertes Buch „Ortus Sanitatis“, „vff teutsch ein Gart der Gesundheit.“

Nach R. Proctors Index (London 1898) besitzt das British Museum 19 Werke von Fust-Schöffer gemeinschaftlich bis 1466, und 63 Werke von Schöffer allein bis 1500 gedruckt.

An Stelle Fust's trat Konrad Henckis aus Gudensberg, der Fust's Witwe heiratete, in das Geschäft ein. Dass Schöffer die Gelegenheit benutzt haben muss, nach beinahe 20 Jahren Paris, den Schauplatz seiner kalligraphischen Anfänge, wiederzusehen, erhellt aus einer Quittung vom 20. Juli 1468 im Pariser National-Archiv. Dieselbe betrifft den Verkauf des aus der Schöfferschen Druckerei hervorgegangenen Werkes des Thomas von Aquin um 15 Goldthaler an das Collège d'Autun zu Paris. Nach der Reise im Jahre 1468 besuchte Schöffer noch dreimal, 1471, 1474 und 1477, die französische Hauptstadt, wo er inzwischen auch im „Convent de Sainte Croix de la Bretonnerie“ ein Bücherlager eingerichtet hatte. Hier, wie in Angers, besass Schöffer schon um

das Jahr 1471 gemeinschaftlich mit seinem Gesellschafter Henckis, neben anderen Vermittlern, einen Faktor Namens

Peter Schöffer. (Nach dem Porträt von Sixdeniers im „Gutenberg-Album". Braunschweig 1840.)

Hermann von Stadtlohn (oder Stadtloe) aus der Gegend von Münster, für den Büchervertrieb. Letzterer starb aber in Paris, ohne die Naturalisation in Frankreich erlangt zu haben, so dass der Fiskus nach dem Erb-

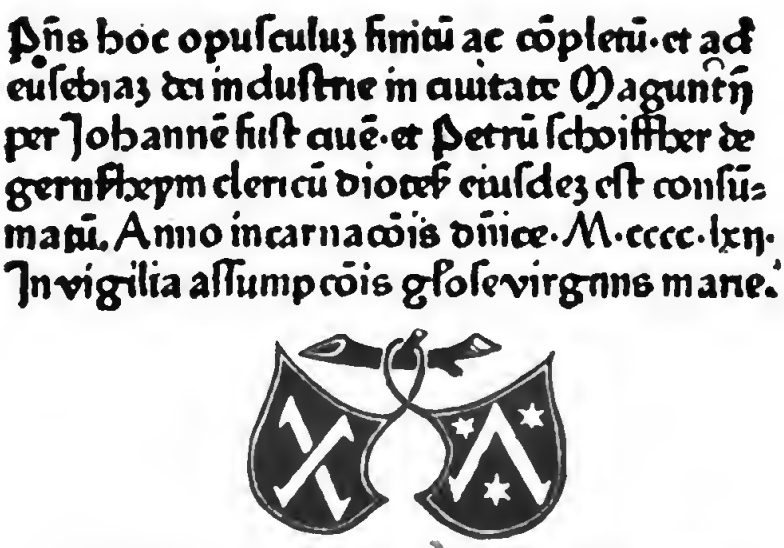
schaftsrecht an Fremde (droit d'aubaine) alle bei dem Verstorbenen vorgefundenen Bücher und Effekten einzog und grösstenteils verkaufte.

Schöffer und Henckis riefen zur Wiedererlangung ihres Eigentums die Intervention des Kaisers und des Mainzer Kurfürsten an, und die Vorstellungen dieser beiden Machthaber bei dem König von Frankreich hatten Erfolg. Durch eine Ordonnanz vom 21. April 1475 befahl Ludwig XI. „in Rücksicht auf die genannten Fürsten, wie in Anbetracht der Sorgfalt, mit welcher von den Klägern die Kunst des Buchdrucks gefördert worden, sowie des Nutzens, welcher der Oeffentlichkeit und der Wissenschaft daraus erwachsen sei", den von den Klägern auf 2425 Goldthaler und 3 Sols (etwa 9000 Mark) geschätzten Verlust denselben in jährlichen Raten von 800 Livres bis zur Tilgung der Schuld aus Staatsmitteln zu ersetzen.

Wie die eigenen, vertrieb Schöffer auch fremde Verlagswerke in Frankreich, als dessen ältester Sortimenter er somit gelten kann. So findet sich z. B. auf der letzten Seite eines Exemplars der 1474 von Koberger in Nürnberg gedruckten Ausgabe des Joannes Scotus (in der Pariser Nationalbibliothek) folgende Quittung in lateinischer Sprache: „Ich, Peter Schöffer, Buchdrucker von Mainz, bekenne von dem ehrwürdigen Herrn Joh. Henrici, Cantor zu Paris, drei Scuta als Preis dieses Buches erhalten zu haben, was ich eigenhändig bekräftige."

Gleich Schöffer und noch vor ihm versuchte auch Fust in Paris persönlich seine Verlagswerke abzusetzen. Unter anderem soll er die 1462 gedruckte Bibel (zwei Folianten) erst zu 60, dann zu 50 und 40 Thaler, und später noch billiger, verkauft haben. Zwei Exemplare davon sind heute noch in der Pariser Nationalbibliothek zu sehen. Die Käufer bewunderten seine Bücher, hielten

sie aber für Kopistenarbeit, und als sie dahinter kamen, dass es sich hier um ein neues, fast an Zauberei grenzendes, Verfahren handle, hatte Fust gegenüber dem Aberglauben und Konkurrenzneid einen schweren Stand. Von vielen Seiten bedroht, sah sich der kluge Unternehmer genötigt, einstweilen heimzukehren. Im Juli 1466 erscheint er zwar wieder urkundlich in Paris, starb aber bald darauf, vermutlich an der damals in Frankreich herrschenden Pest. Neun Monate später ist



Bibeldruck von 1462 mit Fust-Schöffers Druckerzeichen.

bereits Schöffer (in der am 6. März 1467 vollendeten Ausgabe des Thomas von Aquin) als alleiniger Drucker angeführt, auch steht in dem Nekrolog der Abtei St. Victor zu Paris, dass Schöffer dort 1471 für sich, Konrad Henckis und Johann Fust, sowie ihre Gattinnen, Söhne, Eltern, Freunde und Wohlthäter, ein „Jahrgedächtnis“ gestiftet habe. Als praktischer Geschäftsmann übergab er zu diesem Zweck dem Abte nach Empfang von 12 Goldthalern die am 7. September 1470 zu Mainz auf Pergament im Druck vollendeten Briefe des heiligen Hieronymus.

Wie in Frankreich, so betrieb Schöffer auch in Deutschland einen, bis nach Ulm und Lübeck ausgedehnten Buchhandel. Am 6. September 1479 ward er Frankfurter Bürger, besonders wohl der berühmten Frankfurter Messe wegen, die seit Jahrhunderten den Weltmarkt beherrschte und darum von höchster Bedeutung für die Verbreitung der Druckkunst und des Buchhandels war, und 1485 benutzte er seinen dortigen Rechtsstand zum Eintreiben einer Messforderung. Wie stark übrigens der Buchhandel schon damals an der Frankfurter Messe beteiligt war, geht nach Hase („Die Koberger", 2. Aufl., Leipzig 1885) aus dem städtischen Rechnungsbuche hervor, wonach „die Buchdrucker am Main" zu dem während der Fastenmesse 1488 gezahlten Stand- und Marktgeld (248 Heller) fast den 12. Teil (19 Heller 4 Schillinge) beitrugen.

Schöffer scheint um diese Zeit schon zu bedeutendem Wohlstande gelangt zu sein, denn 1476 kaufte er ein ansehnliches Gebäude in Mainz, den heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhaltenen „Hof zum Korb", während ihm das diesem benachbarte Fustsche Haus „Zum Humbrecht" (in der Schustergasse) bereits früher als Erbteil seiner Frau zugefallen war. Letzteres blieb auch ferner Wohn- und Geschäftshaus. Weiter erwarb er noch, als drittes, das Haus zur Wyden (in der Grabergasse), auf das er mit seiner Frau bei dem Kloster Dahlheim 1490 ein Kapital von 80 Goldgulden aufnahm. Korrektor der Peter Schöfferschen Druckerei war nach Falks neuester Ermittlung („Centralblatt für Bibliothekswesen", Heft 5, 1899) der gelehrte Benediktiner Adrian auf dem Jakobsberge bei Mainz. Er hat wahrscheinlich alle Druckwerke — die meisten waren theologischen Inhalts — veranlasst, sie sauber korrigiert, die gelehrten Einleitungen dazu geschrieben, und die öfters dem Drucke vorangehenden oder folgenden Verse gedichtet.

Sein Zeit- und Ordensgenosse Wolfgang Trefler sagte von ihm: „Adrian, Mönch des Klosters St. Jakobsberg bei Mainz, nachher Abt von Schönau, von Nation ein Deutscher, ein Mann in göttlichem wie menschlichem Wissen wohl bewandert; lange Zeit hindurch widmete er sich der Korrektur von Büchern jeder Art in solcher Weise, dass er darin niemand seinesgleichen hatte."

Durch die Ernennung Schöffers zum weltlichen Richter in Mainz um 1489 muss seine typographische Thätigkeit etwas in's Stocken geraten sein, weil von da ab nur noch wenige Erzeugnisse aus seiner Offizin bekannt sind, darunter allerdings die „Chronik der Sachsen" von 1492 in Schwabacher Schrift. Die Ernennung Schöffers zum Richter am weltlichen Gericht war als eine besondere Auszeichnung und vermutlich auch in Rücksicht auf seine früheren Rechtsstudien erfolgt, da gewöhnlich nur Adelige oder Doktoren der Rechte ein solches Amt bekleideten. Schöffers Gerichtssiegel enthält einen (auch im Fust-Schöfferschen Druckerzeichen vorkommenden) Schild mit Sternen und Sparren, um den sich Bänder schlingen mit der Aufschrift: „Sig. Petri Schoeffer jud. sec. judic. mogunt." Mit der Herausgabe der Auflage des Psalteriums vom 21. Dezember 1502 endete des Meisters ruhmvolle Laufbahn. Genauer lässt sich Schöffers Sterbetag nicht feststellen, auch ist nicht einmal bekannt, wo seine irdische Hülle beigesetzt wurde. Seine Vaterstadt Gernsheim liess ihm am 9. Juni 1836 ein Denkmal aus Sandstein auf dem dortigen „Schöfferplatz" errichten.

Die von dem Mainzer Bildhauer J. B. Scholl geschaffene Statue zeigt Schöffer in doppelter Lebensgrösse, er trägt einen langen, mit Pelz verbrämten, Ueberwurf und hält in der Linken eine Tafel mit Matrizen, auf welche die Rechte hinweist. Auf der Vorderseite des Fussgestells befindet sich in gotischen Buchstaben die Widmung:

Digitized by Google

„Dem Andenken Peter Schöffers von Gernsheim, weltlichen Richters zu Mainz, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, der durch seinen Forschungsgeist diese Kunst vervollkommnet und mit dem thätigsten Eifer verbreitet hat, weiht diesen Denkstein seine Vaterstadt, das dankbare Gernsheim, im Jahre des Heils 1836."

Auch in Frankfurt a. M. erhebt sich auf dem „Rossmarkt" seit 1857, neben Gutenberg und Fust, das Standbild Schöffers, und in Mainz ward einer am Gutenbergsplatze gelegenen Strasse sein Name gegeben. Somit blieben auch Peter Schöffers zweifellos grosse Verdienste um die Typographie nicht ohne öffentlich sichtbare Anerkennung.

Am 27. März 1503 erschien bereits der erste Druck seines Sohnes und Geschäftsnachfolgers Johann Schöffer, und *vor* diese Zeit fällt demnach der Todestag des Vaters. Auf Johann, der bis 1531 wirkte, folgte ein Neffe Ivo († 1556). Ein zweiter Sohn, Peter, druckte in Mainz, Worms, Strassburg und Venedig. — Nachkommen Peter Schöffers sollen heute noch (unter dem modernisierten Namen Schäfer) in Gernsheim und in Biblis anzutreffen sein.

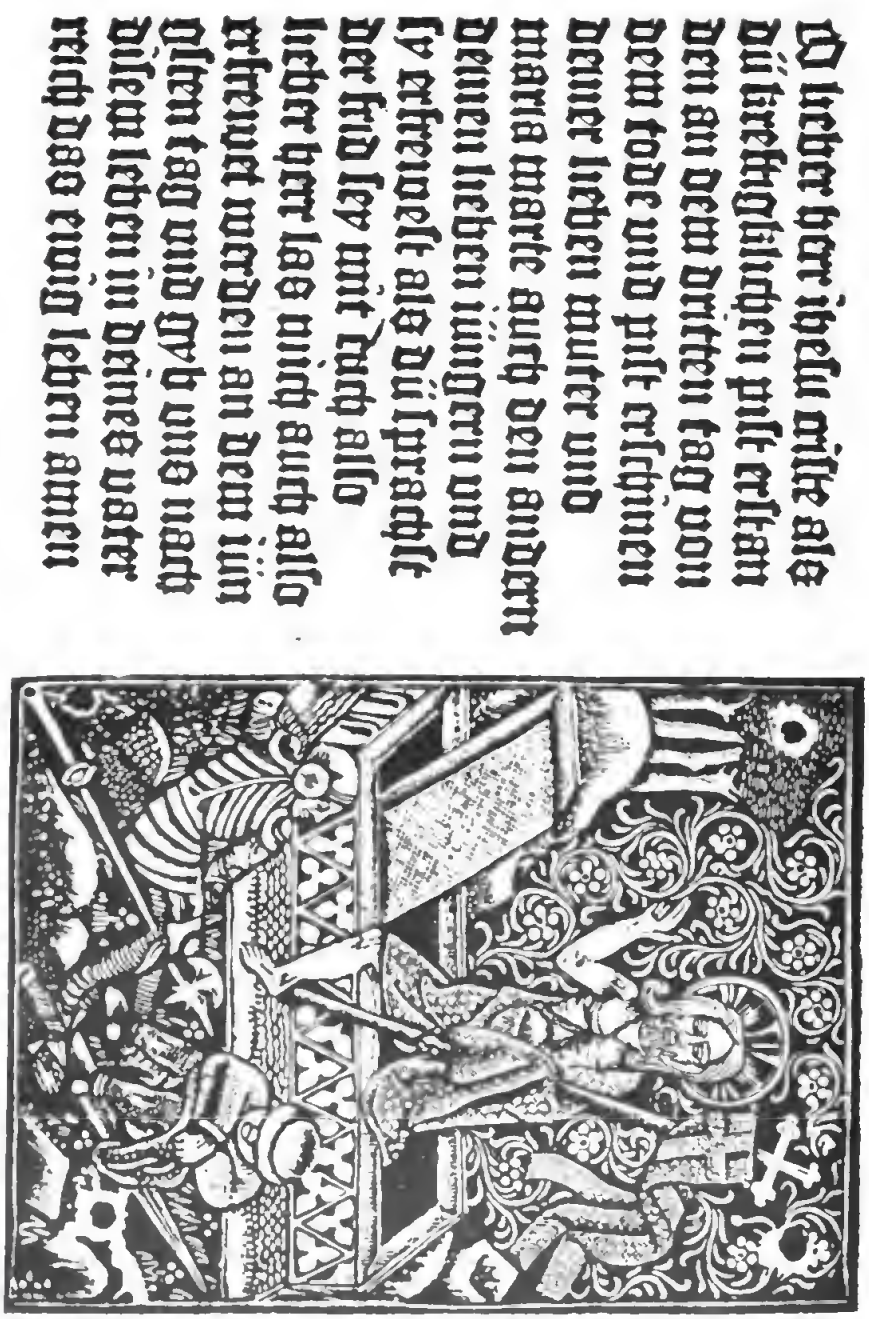
In der ersten Ausgabe des Psalters von 1457 sind unter der Schlussschrift bereits die Druckerzeichen Fust's und Schöffers zusammengefasst vorhanden. Das Zeichen Fust's hat zwei sich durchkreuzende Haken oder Angeln im Schilde, dasjenige Schöffers zwei im Winkel oben zulaufende, unten an den Schenkeln ausgespitzte, Sparren, mit drei sechsspitzigen Sternen.

3. Albrecht Pfister in Bamberg.

Der älteste Drucker Bambergs, *Albrecht Pfister,* galt lange bei vielen als Erfinder, oder wenigstens Miterfinder, der Typographie. Er wurde um das Jahr 1420 geboren, wahrscheinlich als Sohn von Ulrich Pfister, der in einer Urkunde von 1440 als Geleitgeldeinnehmer auf der Frankfurter Messe vorkommt, so dass es naheliegt, in Pfister einen Frankfurter zu vermuten.

Aus verschiedenen Holzschnitten in seinen Werken wird geschlossen, dass er zuerst als Formschneider und Briefdrucker thätig war, jedenfalls aber begann er ganz bald nach Gutenbergs Erfindung, und noch bei Lebzeiten desselben, in Bamberg zu drucken, so dass diese Stadt neben Mainz und Strassburg zuerst in ihren Mauern die neue Kunst beherbergt hat. So wenig über Pfisters Lebensgang bekannt ist, so wenig weiss man über seine technische Vorbildung, doch ist kaum zu bezweifeln, dass er bei dem Erfinder gelernt, und nach Gutenbergs Trennung von Fust, aber vor der Einnahme von Mainz durch die Nassauer im Jahre 1462, sich von hier fortbegeben hat. Um 1459 bekundet nämlich der jüdische Konvertit Dr. Paul am Schlusse eines in der Krakauer Universitäts-Bibliothek befindlichen Glossariums, dass zu jener Zeit ein Mann in Bamberg die ganze Bibel abgedruckt habe, womit nur Pfister gemeint sein kann. Die betreffende Stelle lautet: „Der Büchermacher ist ein Künstler, der Bilder und Schriftzeichen in Tafeln ein-

gräbt, mit Farbe überstreicht und auf Papier einen Abzug liefert. Zu meiner Zeit ist in Bamberg ein Mann



Plantersche Druckprobe aus dem „Leiden Christi“ (um 1460)

gewesen, der die ganze Bibel auf Platten geschnitten und in vier Wochen auf Pergament abgedruckt hat.“

Dass der Verfasser hier die Typographie mit dem älteren Tafeldruck verwechselt, beweist nur, dass ihm die neue Technik noch ein Geheimnis war. Wenn nun auch bis in die jüngste Zeit darüber gestritten wurde, ob verschiedene Frühdrucke, und darunter namentlich die 36zeilige Bibel, aus der Presse von Gutenberg, oder von Pfister hervorgegangen sind, so ist doch sicher, dass eine Anzahl anderer Werke, wie das „Buch der vier Historien“ von 1462, in dem sich Pfister ausdrücklich als Drucker bezeichnet hat, die Typen der 36zeiligen Bibel erkennen lassen. Ebenso weisen die Ablassbriefe von 1454 und 1455 eine überraschende Aehnlichkeit damit auf, und ausserdem zählen noch Donate und andere Schul-, sowie Gebetbücher, zu Pfisters ältesten Druckerzeugnissen. Da aber Pfister auf diese Art eine ganze Reihe von, den Gutenbergischen ganz ähnlichen, Drucken geliefert hat, so ist die Annahme berechtigt, dass er bei seinem Weggang aus Mainz einen Teil der dortigen Typen an sich gebracht und mitgenommen habe. Wahrscheinlich gingen so aus seiner Presse hervor: der Kalender mit der Jahreszahl 1457, gedruckt mit der sogenannten kleinen Missaltype, und einige Ausgaben des Donatus von 1458—1460. Pfister war aber nicht nur ein Verbesserer der neuen Kunst, sondern auch ein geschickter Xylograph, und vielleicht gar der Erfinder und Zeichner der in Holz geschnittenen Bilder seiner Druckwerke, sowie der Dichter einiger der letzteren. Als der erste Typograph, der seine Drucke mit Illustrationen auszuschmücken begann, lieferte er so die „Sieben Freuden Mariä“ und gleichzeitig die Leidensgeschichte Jesu, zwei mit Bildern verzierte Werke, die noch übertroffen werden durch „Boners Edelstein“, das erste in deutscher Sprache erschienene Buch, welches Druckort und Druckjahr angiebt. Es ist ein Fabelbuch in deutschen Reimen und enthält die von dem Berner

Predigermönch Ulrich Boner vor 1340 nach lateinischen Quellen bearbeitete Fabelsammlung.

Die Schlussverse lauten:

„Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert iar
Und ym ein und sechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Gott behüt uns vor seiner plag. Amen.“

Ueber jeder Fabel ist ein Holzschnitt, welcher den 25zeiligen Inhalt derselben darstellt, neben jeder dieser Darstellungen befindet sich links eine männliche Figur mit langem Kleid und Barett, welche mit der Rechten auf den Gegenstand hindeutet. Diese Figur ist auf allen Blättern wiederholt. Die erste Fabel ist die von dem Affen unter dem Nussbaum und beginnt mit dem Reim:

„Ainsmals ein affe kam gerant,
Da er vil guter nusse vant.“ etc.

Die Holzschnitte des Werkes, wie auch die figürlichen Darstellungen in anderen Presserzeugnissen des Bamberger Frühdruckers, erheben sich kaum über die Holzschnitte der damaligen Blockbücher, wenn auch bereits der Einfluss gleichzeitiger Maler, wie Schongauer, unverkennbar ist.

Ein Exemplar der Pfisterschen Ausgabe dieses Fabelbuches, das schon Lessing in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Litteratur“ besprochen hat, besitzt die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, eine andere Auflage des äusserst seltenen Werkes kaufte der König von Preussen für 1000 Thaler und schenkte sie 1845 der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Weiter verdienen von Pfisters Presserzeugnissen noch Erwähnung und fordern zum Vergleich mit den ältesten Mainzer Drucken heraus: das bereits erwähnte „Buch der vier Historien“ und „Belial oder der Trost der

Sünder“ um 1462, ferner sind zu nennen: die „Allegorie auf den Tod“, der „Rechtsstreit des Menschen mit dem Tode“, und die „Armenbibel“, angeblich 1462 gedruckt, in Folio mit 170 Holzschnittbildern, von denen immer 5 auf jeder der 34 Seiten abgebildet sind. Dasselbe Buch erschien auch gleichzeitig mit lateinischem Text als „Biblia pauperum“, und Pfister hat in beiden Bibeln, sowohl als Formschneider, wie als Schriftgiesser und Buchdrucker, für seine Zeit Erstaunliches geleistet. Wann und wo er starb, ist ebenso in Dunkel gehüllt wie seine Geburt und persönlichen Verhältnisse; sein Sohn Friedrich kommt seit 1487 als Bürger von Regensburg vor, wo er als Buchdrucker und Buchführer sich bethätigte; nach seinem Ableben übernahm ein Sohn von ihm, Hans, die väterliche Druckerei, deren Betrieb sich bis 1519 verfolgen lässt.

4. Johann Mentel in Strassburg.

Bis zum Jahre 1520 wurde im Elsass nur zu Strassburg, Hagenau und Schlettstadt gedruckt, und zwar erschienen bis dahin, wie C. Schmidt („Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Strassburg“ 1882) angegeben hat, ungefähr 1150 Publikationen mit Druckernamen, und 340 ohne solche. Mehrere der ersten Buchdrucker waren Goldschmiede, Maler und Schönschreiber (Kalligraphen), und gehörten als solche zur Goldschmiedezunft, die damals alle Gewerbe von irgend einem künstlerischen Charakter umfasste, und deren „Stube“ zu Strassburg im Hause zur Stelz in der Münstergasse lag. Frühe schon finden sich aber auch Drucker (pressores, impressores librorum), von denen nur die Namen bekannt geworden. Ein Teil von ihnen mag selbständig kleinere Schriften, wie Flugblätter, Gedichte und Kalender gedruckt, oder im Auftrage grosser Typographen gearbeitet haben, während der andere wohl nur als Arbeiter thätig war.

Unter den Typographen, die in Strassburg „grosse redeliche Druckereien“ besassen, steht als der früheste und bedeutendste in erster Reihe *Johann Mentel.*

Mentel (auch Mentelin) entstammte einer angesehenen Schlettstadter Familie, und kam in dieser Stadt um das Jahr 1410 als Sohn von Nikolas Mentel und dessen Gattin Elisabeth zur Welt.

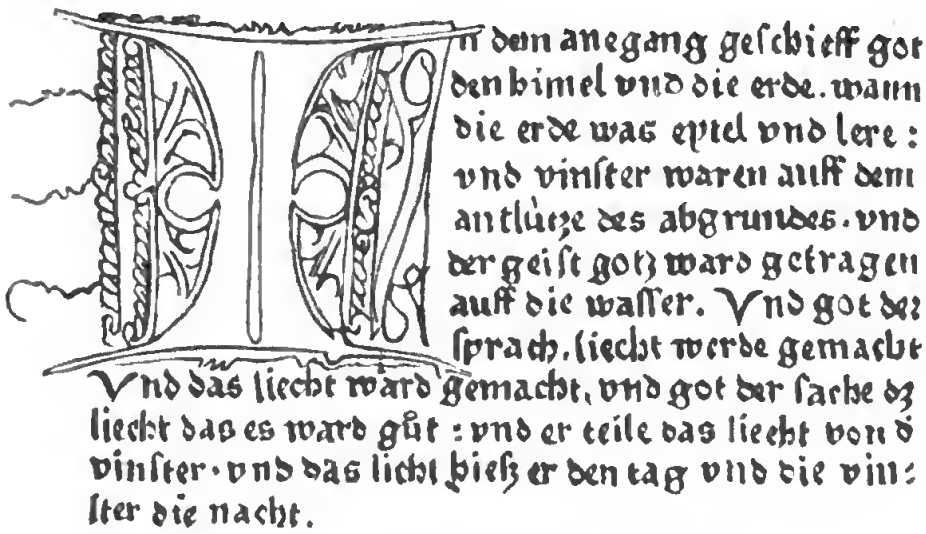
Digitized by Google

IOHANNES MENTELIVS,
Argentoratensis,
Primus Reipublicae patriae Typographus famigeratissimus.
Natus A. Den. A. MCCCCLXXXIX
Ex collectione Friderici Roth-Scholtzu Norib.
Mich. Rosler sc.

Im Jahre 1447 erscheint Mentel in Strassburg als Goldschreiber (scriba aurarius) oder Illuminator, erwarb zu jener Zeit das dortige Bürgerrecht und ward in die Zunft „zur Stelz“ aufgenommen. Ausserdem versah er noch das Amt eines Notars, woraus hervorgeht, dass er eine höhere Bildung und Kenntnis des Lateinischen besass. Warum und wann Mentel sich der Buchdruckerkunst zuwandte, ist unbekannt, doch liegt die Vermutung nahe, dass er von Gutenberg selbst, während dessen Strassburger Aufenthaltes, sich in die Geheimnisse der neuen Kunst einweihen liess. Vielleicht auch folgte er dem Erfinder 1450 als Buchstabenschneider und Illuminator nach Mainz, und kehrte nach Gutenbergs Trennung von Fust 1455 wieder nach Strassburg zurück. — Jedenfalls hat Mentel seinen neuen Beruf mit soviel Eifer ergriffen, und mit soviel Geschick und Erfolg ausgeübt, dass ihn Hieronymus Gebweiler, einer seiner Lobredner, 1521 geradezu den Erfinder der Metalltypen nennt und versichert, bei Mentels Enkel, Johann Schott, ein Manuskript von dessen Grossvater gesehen zu haben mit Darstellung von Giessinstrumenten, nebst einer Schrift über die Bereitung der Druckerschwärze. Schott soll ferner noch eine Vertragsurkunde besessen haben, in welcher Johann Mentel und Heinrich Eggestein sich verpflichteten, die neue Kunst geheim zu halten.

Wann Mentel seine Druckerei errichtete, lässt sich nicht feststellen, dagegen darf als bestimmt angenommen werden, dass er schon 1460 eine lateinische Bibel im Druck vollendet hat, da von einem Exemplar derselben in der Freiburger Universitätsbibliothek der erste Band die Jahreszahl 1460, der zweite 1461, von der Hand des Rubrikators trägt. Vermutlich begann Mentel schon vor 1460 zu drucken, darum heisst es in Lignamines 1474 zu Rom erschienener Chronik wohl auch: Gutenberg, Fust und Mentel hätten zur Zeit Pius II. gearbeitet und jeder

von ihnen habe täglich 300 Bogen gedruckt. Die Thätigkeit, welche Mentel auf typographischem Gebiet entfaltete, und zwar meist allein, vor 1466 nur vorübergehend in Gemeinschaft mit Heinrich Eggestein, später mit Adolf Rusch (Rausch), war eine höchst bedeutende. Nicht nur, dass eine ganze Reihe meisterhaft ausgeführter Druckwerke aus seiner Offizin hervorgingen, darunter mächtige Folianten, wie das bereits von Gutenberg gedruckte Katholikon des Joh. Balbus und des Vincentius



Aus Mentels deutschem Bibeldruck (um 1466).

Bellovacensis Specula, er war zugleich, nach Schöffers Vorbild, sein eigener Buchhändler und bezog mit seiner Ware die Messen in Frankfurt a. M. und anderwärts. Um einen leichteren Absatz zu erzielen, verbreitete er dabei gedruckte Zettel, auf welchen seine Bücher verzeichnet und angepriesen, und die Käufer eingeladen waren, in seine Herberge zu kommen. Von diesen ältesten Verlagskatalogen existieren noch drei Exemplare (in Paris und München), und obgleich keines derselben Mentels Namen anführt, so ist ihr Ursprung aus seiner Presse durch die Typen und die Zeit nicht zweifel-

haft. Diese Thatsache ist um so weniger auffällig, als Mentel in den meisten Fällen wie Gutenberg es unterlassen hat, seinen Namen, ja nur Ort nnd Jahr des Drucks, in einer Schlussschrift anzugeben. Nur zwei Drucke, des Vincentius „Speculum historiale“ von 1473 und desselben „Speculum morale“ von 1476, in welchen Drucker, Druckort und Druckjahr genannt, und ein dritter, des Augustinus Traktat „de arte predicandi“, mit Erwähnung von Mentels Namen in der Vorrede, sind davon auszunehmen. Bei allen anderen dagegen fehlt jede Angabe über ihre Entstehung, und darum sind eben jene Verlagsverzeichnisse von besonderem Wert, sie beweisen für 13 Druckwerke, dass dieselben Mentel zuzuschreiben sind. Bei einer Anzahl anderer Drucke beweist die Beischrift, dass es Mentel'sche sind. Im ganzen dürfen so mindestens 27 Drucke, darunter ca. 37 Bände in Grossfolio, auf Mentel zurückgeführt werden. Ausser der bereits erwähnten lateinischen Bibel von 1460 (2. Aufl. 1463) gehören hierher: eine deutsche Bibel um 1466. Sie zählt 405 Blätter in zweispaltigem Druck mit 61 Zeilen auf der Seite. Der Käufer eines in München bewahrten Exemplars hat das Datum (den 27. Juni 1466), seinen Namen (Hektor Mulich) und erfreulicherweise auch den Preis (12 Gulden für ein ungebundenes Exemplar) hineingeschrieben, sonst trägt sie weder Mentels Firma, noch Datierung; verschiedene Schriften des heiligen Augustinus, z. B. die Konfessionen und „De civitate Dei“, des Chrysostomus Homilien über das Evangelium Matthäi, des Hieronymus Epistolae et tractatus; von Drucken nicht theologischen Inhalts besonders die Specula des Vincentius Bellovacensis, des Aristoteles Ethica Politica et Oeconomica, Isidors Etymologiae und der Canon des Avicenna — sämtlich erste Ausgaben — endlich eine Ausgabe des Terentius, des Valerius Maximus und des Josephus.

Digitized by Google

Durch den Druck und Vertrieb dieser Werke erwarb sich Mentel nicht nur einen grossen Ruf als tüchtiger Typograph, sondern auch (nach Wimpheling) ein bedeutendes Vermögen — er zählte z. B. zu den Bürgern, die Pferde auf eigene Kosten für den städtischen Dienst unterhielten. Auch einige Stiftungen erinnern an seinen Reichtum, ebenso der 1870 zu Grunde gegangene Denkstein, der von Mentel 1473 für seine Familie im Wilhelmskloster zu Strassburg aufgestellt wurde.

Unter so günstigen Verhältnissen konnte Mentel auch um Erneuerung seines alten Familienwappens nachsuchen, die ihm Kaiser Friedrich III. gewährte. Sein Wappen zeigt den nämlichen Löwen, den das Schlettstadter Wappen rot im weissen Feld enthält, in umgekehrter Farbe. Mentel war zweimal verheiratet, zuerst mit Magdalena, einer Bürgerlichen; dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, von welchen jede einen Buchdrucker zum Gatten nahm, die eine, Salome, den Adolf Rusch, die andere den Martin Schott. Als zweite Frau führte er Elisabeth heim, Tochter des Junkers Johann von Matzenheim und Annas von Mülnheim.

Im Mai 1476 gab Mentel seiner gleichfalls verwitweten Schwiegermutter die Güter zurück, die Elisabeth als Mitgift eingebracht hatte: Grundstücke, Möbel, Gerätschaften, Silbergeschirr u. s. w.; für 900 noch schuldige Goldgulden verpfändete er sein Haus zum Dorn und ein Hypothekenrecht auf drei Gärten im Finkweiler bis zur Tilgung seiner Schuld im Jahre 1477. Mentel starb am 12. Dezember 1478 und wurde am folgenden Tag — einem Sonntage — auf dem Leichhof der St. Michaelskapelle an der nordöstlichen Seite des Münsters begraben. Entweder um seine Verdienste im Namen der Stadtgemeinde anzuerkennen, oder weil seine Erben die Kosten dafür übernahmen, liess man

am Abend des Begräbnistages die grosse Münsterglocke läuten. Nach einer unverbürgten Ueberlieferung soll Mentel sogar im Münster selbst ein Denkmal erhalten haben mit dem in Stein gehauenen Abbild einer Buchdruckerpresse. Mentels Druckerei, die im Hause „Zum Tiergarten“ in der Nähe des Frohnhofs sich befand, übernahm angeblich zuerst sein Schwiegersohn und Gehilfe Adolf Rusch aus Ingweiler, und später Martin Flach aus Küttolsheim bei Strassburg, wahrscheinlicher jedoch führte sie Johann Prüss aus Württemberg weiter, der seit 1504, wenn nicht schon früher, ebenfalls im Hause zum Tiergarten druckte.

Auch Mentels Enkel, Johann Schott, widmete sich nach guten Vorstudien, besonders im Lateinischen, der Typographie, und druckte an derselben Stelle, an welcher sich die Presse seines hochverdienten, von ihm sogar irrtümlich als Erfinder der Druckkunst ausgegebenen, Grossvaters einst befunden hatte.

5. Günther Zainer in Augsburg.

Zu den berühmten Buchdruckern der Inkunabelnzeit gehören auch die beiden Zainer, und zwar gebührt wohl dem Augsburger Proto-Typographen Günther gegenüber seinem Ulmer Namensvetter Johann der Vorrang. Ob Beide Brüder waren, ist ungewiss, jedenfalls aber standen sie verwandtschaftlich sich nahe, wie K. Steiff auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse („Allgemeine deutsche Biographie", Bd. 44, 1898) nachgewiesen hat.

Günther Zainer (auch Zayner, Zeiner, Czeiner und Tzainer), war ein Reutlinger Bürgerssohn — Jahr und Tag seiner Geburt sind unbekannt — und hielt sich vor seiner dauernden Niederlassung in Augsburg an mehreren anderen Orten vorübergehend auf. 1453 ist er als Guntherns Zceiner de Koburg an der Erfurter Universität eingeschrieben, ein Beweis, dass er damals ein mit der Hochschule in Beziehung stehendes Gewerbe, wie Buchhändler oder Briefmaler, betrieben und von Koburg dorthin sich begeben hat. Beinahe sicher ist, dass Zainer die Typographie in Strassburg, und wahrscheinlich als Schüler Mentels, erlernt hat, denn sein Name ist im Strassburger Bürgerbuch 1463 anlässlich seiner Verheiratung mit Hans Kriegs Tochter Agnes vermerkt, und spätestens Ende 1467 scheint er die Stadt verlassen zu haben, um sich nach Augsburg zu begeben. Hier ward er 1472 als Bürger angenommen,

und hier, in der mächtigen oberdeutschen Handels- und Kunststadt, die mit Nürnberg rivalisierte, nahm nun Zainer bis zu seinem Tode — er starb am 1. Oktober 1478 — bleibenden Aufenthalt, und sein zehnjähriges Wirken ward für die Druckkunst von höchster Bedeutung. In seiner Ausgabe der „Etymologia“ des Isidorus von Sevilla 1472 hat er die römische Type (Antiqua) eingeführt an Stelle der früher allgemein üblichen gotischen oder Missaltype, ebenso pflegte er die Holzschnitt-Illustration. Seine oft und reichlich angebrachten Holzschnitte, wenn sie auch an künstlerischem Werte nicht hervorragen, wirkten sogar in gewissem Sinne bahnbrechend, zogen ihm aber, gleich seinem Berufsgenossen Johann Schüssler, einen Prozess seitens der Augsburger Briefmaler und Formschneider zu. Letztere, die sich in ihrem Erwerb beeinträchtigt glaubten, erreichten jedoch nur, dass den Druckern untersagt wurde, in ihren Werken Vignetten und farbige Initialen anzuwenden, und selbst diese Beschränkung blieb ohne Erfolg, da sich fast in allen Druckwerken Zainers jene Ausschmückung findet. Während seiner verhältnismässig kurzen Thätigkeit sind in seiner Offizin an 100 Drucke erschienen, die meisten derselben tragen zwar nicht den Namen des Druckers, lassen sich aber, namentlich aus den Verlagsverzeichnissen (von 1474 und 1476), die er, ähnlich wie sein mutmasslicher Lehrmeister Mentel, herausgab, leicht bestimmen. Auch das Wohlthäter-Verzeichnis des Klosters Buxheim, das die von Zainer 1474—1478 geschenkten Verlagswerke verzeichnet, giebt darüber Aufschluss. Ein grosser Teil seiner Presserzeugnisse ist praktisch-theologischen Inhalts und für die Bedürfnisse der Geistlichkeit bestimmt, daneben finden sich Volksbücher, Erbauungsschriften, Arznei- und Erziehungsbücher zahlreich vertreten. Besondere Anerkennung verdienen seine beiden Ausgaben der deutschen Bibel von 1474

bis 1476 und 1477 und sein im April 1469 erschienenes „Catholicon“, das dem Gutenbergischen Druck desselben Werkes an Schönheit nicht nachsteht. Ferner wurde um 1470 von Zainer zum erstenmal die unter dem Namen des Thomas a Kempis allbekannte ‚Imitatio Christi‘ (Nachfolge Christi) gedruckt, ein Werk, das

Erunt ſigna in ſole ꝛc. luce xxj. ca In ő zeit ſprach jhs zů ſein jůngern Es werden geſchehen czaichen an ő ſunnē. vnd an dē mon an den ſtern vnd auff der erde ein getreng ő völcker von der vngeſtüme des gedön es des möres. vñ ő flůß. vnd weren die menſchen von den worchtſamē zůkünfftigen zaichen die übergeen werdent alle welt. wān die kreffte ő himel werden bewegt. vñ dann werden ſy ſehen des menſchen

Zainersche Druckprobe aus dem „Plenarium“ (1474).

nächst der heiligen Schrift das populärste Andachtsbuch der Welt geworden, bereits am Ende des 15. Jahrhunderts in 53 weiteren Text-Ausgaben und 30 Uebersetzungen erschienen, und bis heute millionenfach in fast allen Sprachen über die ganze Erde verbreitet ist.

Diese „Bibel in Sinnsprüchen fast poetischer Form“ ist in Folio mit gotischen Lettern und gemalten Initialen hergestellt.

Auch Ingolds Werk „dz guldin spil“ (das goldene Spiel) erschien, und zwar am 1. August 1472, in Zainers Offizin, ein Buch, das besonders deshalb von historischer Bedeutung ist, weil es die früheste Nachricht von dem Ursprunge der Spielkarten enthält. Titel V heisst es nämlich: „Nun ist das spil vol vntrew. vñ als ich gelesen han so ist es komen in teutschland der ersten in dem jar da man zalt von crist geburt tausend dreihundert jar.“

Zainers erstes datiertes Druckwerk, die „Meditationes de vita Christi“ des heil. Bonaventura, ein Foliant von 71 Blättern zu 35 Zeilen, mit gotischen Typen und rot eingemalten Initialen, verliess die Presse am 12. März 1468.

Nicht minder wichtig wie an Zahl und Inhalt waren Zainers Leistungen in technischer Hinsicht, seine gleichmässigen Typen, sein kräftiges Papier und sein scharfer Druck reihen sie den vorzüglichsten Presserzeugnissen aus dem Wiegenalter der Typographie an. Das Druckerzeichen von Zainer ist ein wilder Mann, der einen Wappenschild mit einem gekrönten Löwen hält, während eine Keule am Boden liegt.

Fast ganz das gleiche Druckerzeichen wie der Augsburger Günther, führte der Ulmer Johann Zainer, ebenso findet sich auch dessen Spur vorher in Strassburg, wo auch er geheiratet hat und dabei, 1465, in das Bürgerbuch eingetragen wurde.

Johanns frühester datierter Druck stammt aus dem Jahre 1473, doch sollen bereits Drucke von 1469, wenn nicht 1468, auf ihn hinweisen.

Anfänglich entfaltete Johann eine äusserst rührige Thätigkeit und sein Verlag nahm dieselbe Richtung, wie derjenige Günthers, später aber geriet er durch finanzielle Schwierigkeiten in Rückgang, und 1523 erscheint er urkundlich zum letztenmal in Ulm.

Er druckte neben anderen bedeutenden Werken 1473 die „tütsche Cronica von Anfang der Welt uff Keiser Friedrich“ von Steinhövel, wahrscheinlich das älteste aller deutschen, mit beweglichen Lettern gedruckten, Zeitbücher.

6. Anton Koberger in Nürnberg.

Während Johann Sensenschmid (1470—1478) aus Eger als der älteste und Johann Regiomontanus (Joh. Müller aus Königsberg) als der gelehrteste unter den Frühdruckern Nürnbergs gilt, übertrifft *Anton Koberger* in Bezug auf Umfang und Bedeutung des Betriebs sie alle. Sowohl als Buchdrucker, wie als Buchhändler zählt er zu den ausgezeichnetsten Berufsgenossen seiner Zeit; auf seinen 24 Pressen wurden von mehr als hundert Gesellen während seiner Wirksamkeit (1473—1513) in Nürnberg und anderwärts 236 meist grössere Druckwerke hergestellt, die er zugleich verlegte und vertrieb, darunter allein 13 Bibeln.

Anton Koberger (in den Urkunden meist Koburger genannt) wurde um das Jahr 1440 als Spross eines Nürnberger Bürgergeschlechtes geboren, und war in erster Ehe verheiratet mit Ursula, Hans Ingrams Tochter, die, einem angesehenen Hause entstammt, ihm die für damals bedeutende Summe von 600 Gulden zubrachte, so dass er am 6. November 1490 sein erstes Geschäftshaus unter der Veste, gegenüber dem Predigerkloster, mit dem seines Nachbarn Michel Behaim gleich hoch konnte bauen lassen. Auch war er im stande, eine Tochter, Ursula, am 19. Januar 1491 an Jobst Hallers Sohn Wolf auszuheiraten. Letzterer trat als Gehilfe bei ihm ein und erhielt dafür eine jährliche Rente; nach einigen Jahren aber zerfielen Prinzipal und Schwieger-

sohn, und Wolf Haller zog nach Wien, wo er 1505 starb. Eine zweite Tochter, Katharina, heiratete den Eustachius Rieter, und die dritte, Magdalena, den Thomas

Reith. Nach dem Tode seiner ersten Frau nahm Koberger am 26. August 1492 Margareta, Gabriel Holzschuhers Tochter, zur zweiten Frau. Sie schenkte ihm in elfjähriger Ehe zehn Kinder: Barbara, Antoni, Hans,

Kaspar, Melchior, Balthasar, Sixt, Sebald, Margareta und Hieronymus, die alle ihren Vater überlebten. Inzwischen hatte Koberger 1489 das grosse Topler'sche Haus und, nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1500 das Gabriel Holzschuher'sche Haus, nördlich von der St. Aegidienkirche, sowie, abgesehen von kleineren Erwerbungen, 1502 die Schwabenmühle erworben, woraus sich auf reiche Mittel und rentablen Geschäftsgang schliessen lässt, der selbst durch die vielköpfige Familie keine Einbusse erlitt. Als der noch rüstige Koberger am 3. Oktober 1513 infolge einer raschen Krankheit starb, setzte sein Sohn Johannes 1514—1525 den Verlag fort, konnte aber das Haus nicht auf der früheren Höhe erhalten. Er wies z. B. Luthers Versuche, ihn als Verleger zu gewinnen, ab, und beschränkte sich mehr auf einen umfassenden Sortimentshandel; dennoch stieg die Zahl der Verlagswerke des Hauses bei ihm auf 271, dann unter Anton dem jüngern auf 287. Das letzte Verlagswerk mit dem Namen der Koberger erschien 1526, und im Jahre 1532 erlosch das einst so blühende Geschäft.

Da von Kobergers acht hinterlassenen Söhnen der älteste beim Tode des Vaters erst 15 Jahre zählte, übernahm einstweilen, als Vormund der Kinder, der Vetter ihres Vaters, Hans Koberger, ein tüchtiger Geschäftsmann, die Leitung der Offizin. Obgleich derselbe vermutlich durch Vermögenseinlage an der Firma beteiligt war, verblieb das Geschäft doch als Eigentum den Söhnen des Gründers, von denen einige nach erreichter Volljährigkeit berufsmässig das väterliche Gewerbe fortsetzten. Der Hauptanteil daran gebührte dem ältesten Sohne, Anton dem jüngern, aber er selbst gereichte der Familie zur Unehre und ging als Verschwender zu Grunde. Besser liess sich der zweite Sohn, Johannes, an.

Kobergers Thätigkeit als Drucker erreichte einen erstaunlichen Umfang; gegen 200, zum Teil bändereiche Werke in grossem Folio verliessen bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seine Offizin; von 1480 an übertraf er Schöffer an Leistungsfähigkeit, und gegen Schluss des Jahrhunderts war er der *bedeutendste Drucker seiner Zeit.* Von seiner Schaffensfreude und seinem ausgeprägten Selbstgefühl zeugt u. a. die lateinische Schlussschrift eines 1483 herausgegebenen Werkes, worin es heisst: „Durch Erfindung, Geschmack und Fleiss Antonius Kobergers, nicht ohne Kunst und grösste Erfahrung im Drucken, erstand dieses hochwerte Werk, des Herrn Johann Bertachinus de Firmo Repertorium des Rechts, vollständig und vollendet in der Kaiserlichen Stadt Nurembergk, welche nicht allein des Staatswesens ehrenhafte Tüchtigkeit: sondern auch des vorgenannten Antonius Geschmack und Gründlichkeit im Drucken hochberühmt macht.“ Ein stolzes Wort, doch: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der That,“ sagt Goethe. Für die Grossartigkeit des Kobergerschen Betriebs spricht auch, dass, um das zeitraubende Wasserholen vom Aegidienplatze zu ersparen, eine Wasserleitung eingerichtet war. Die Gesellen Kobergers waren (nach Joh. Neudörffers Aufzeichnungen von 1546) „einesteils Setzer, Correctores, Drucker, Posselierer, Illuministen, Componisten (Comptoiristen) und Buchbinder“; dieselben konnten natürlich nicht alle, wie sonst üblich, bei ihrem Meister herbergen, sondern „diese alle verkostete er an anderen Orten, sie hatten eine bestimmte Stunde von und zu der Arbeit zu gehen, liess keinen ohne den andern in das Haus, so auf dem St. Gilgenhof war, sondern mussten einer des andern vor der Hausthür warten.“

Nach Oskar von Hases ausgezeichneter Darstellung („Die Koberger“, 2. Aufl., Leipzig 1885), welche vor-

liegender Arbeit wesentlich zu Grunde liegt, schloss sich die Ausstattung der Koberger'schen Druckerzeugnisse in allen Stücken genau den damaligen Handschriften an. Das Format war fast immer Folio, — unter den ersten hundert Drucken ist nur ein Quartband festzustellen, — und unter den 236 Werken des Koberger'schen Verzeichnisses finden sich zusammen nur etwa 37 Quartbücher. Besonders im Vergleich zur Gegenwart vorzüglich hielt sich das bedruckte, namentlich das starke, weisse Papier der grossen Folianten, welches bis heute dem Einfluss der Zeit widerstanden und sein ursprüngliches Aussehen bewahrt hat. Die Papierbereitung ward schon 1390 in Nürnberg eingeführt, und Dürer schrieb 1506 aus Venedig an Pirckheimer, er wisse kein subtileres Papier, als das daheim gekaufte. Obgleich nun Koberger zwei Mühlwerke besass, scheint er doch kein Papier fabriziert zu haben, und die grosse von ihm erbaute Wasserleitung diente vermutlich nur zur Papierbefeuchtung vor dem Drucke, wozu für jede Presse und zum Formenwaschen täglich 3—4 Eimer nötig waren.

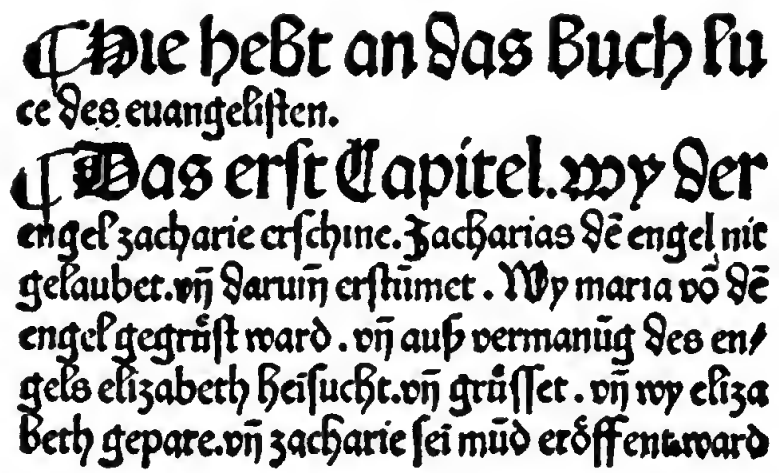
Dass Koberger oft mehrere Papiersorten zu einem Druckwerk benutzte, zeigt ein Exemplar der Briefe des Aeneas Sylvius von 1486, in dessen 62 Quartbogen Hase nicht weniger als 11 verschiedene Papiersorten mit 9 verschiedenen Wasserzeichen nachweisen konnte.

Kobergers Drucke zeigen fast alle Frakturschrift von gutem, sorgfältigem Schnitt, während die venetianische Antiqua seit der Virgilausgabe von 1492 nur zuweilen Verwendung fand.

Die ursprünglich einfach-kräftige und gedrungene Form der Fraktur ist z. B. bei der deutschen Bibel von 1483 in die schlanken, zierlich gewundenen Formen der Gotik übergegangen, und stellt somit als Vorläuferin der kunstvolleren Theuerdankschrift sich dar. Griechische Schrift findet sich noch nicht in Koberger'schen

Drucken, dagegen zeichnet sich eine Anzahl der letzteren durch besonders kunstvollen Satz aus, so die 1482 bis 1483 erschienenen Gesetzesquellen des kanonischen Rechts — der Text selbst mit grosser Schrift in der Mitte, ringsum die Glossen in zarten, kleinen Lettern, die Kolumnen gespalten, rote Zeilen zu Beginn und am Schluss, auch die Rubriken in rotem Eindruck.

Auch die für Koberger 1478—1480 in Strassburg und 1498—1502 in Basel gedruckten Bibelwerke werden zu


Hie hebt an das Buch Lu
ce des euangeliſten.
Das erſt Capitel. wy der
engel zacharie erſchine. Zacharias dē engel nit
gelaubet. vñ darumb erſchrōcket. Wy maria vō dē
engel gegrüſt ward. vñ auß vermanūg des en-
gels elizabeth heiſucht. vñ grüſſet. vñ wy eliza
beth gepare. vñ zacharie ſei mūd eröffent ward

Aus Kobergers deutschem Bibeldruck (1483).

den hervorragendsten Leistungen der alten Typographie gezählt. Dabei bestand Koberger stets auf der Verwendung frisch gegossener, scharf ausgeprägter Typen — abgenutzte Schrift durfte nicht gebraucht werden — auch bei den von anderen für ihn gedruckten Werken, ohne besondere Vergütung dafür. So schrieb er 1499 über seinen Drucker Hans Petri: „Ob er Kostung auf Schrift gelegt hat, die bleibt ihm und ist sein, aber nicht desto minder, wo mein Werk flux zu Ende ginge", und als dasselbe Werk 1503 von neuem gedruckt wurde, verlangte er ausdrücklich: „dass die Schrift neugegossen werde." Gleiche Sorgfalt wie auf die Schrift verwen-

dete Koberger auf die Korrektur seiner Publikationen, wobei ihm tüchtige Kräfte zur Seite standen, wie u. a. Hans Amerbach in Basel, von dem Josse Bade zu Paris in einem Schreiben an Koberger rühmt: „Du wendest immer wachsame Sorge darauf, gute Codices echt, sauber und fehlerlos zu drucken. Ich vernehme, dass du hierzu sehr weise (wie du im übrigen pflegst) den Magister Joannes Amerbach, einen Mann von unermüdlichem Fleisse und einsichtsvollster Erfahrung im Tilgen von Fehlern, erwählt hast. Ja, wenn diesem Manne alle ähnlich wären, und nicht andere unsere Erfindung (eine deutsche nenne ich sie) mit Beschlag belegten, so würden wir weit höher bei den Gelehrten gelten."

Grosse Mühe verursachte Koberger die Beschaffung zum Druck geeigneter Manuskripte; sieben Jahre lang — von 1495—1502 — ist er nach solchen auf der Suche, und in 29 seiner Briefe handelt es sich um Erlangung handschriftlicher Vorlagen. Allein das Buch Daniel und die Makkabäer erbat er aus Lyon, Paris, London, Lübeck und Esslingen.

Ueber seine diesbezüglichen Bemühungen mögen hier folgende Briefstellen Auskunft geben. Am 4. Mai 1495 schreibt er an Amerbach: „In dem Fass sind 18 Volumina, mit denen wollet Euch eine Weile behelfen. Ich hoffe in kurzem mehr zu überkommen; ich versehe mich, Ihr mögt in Eurer Gegend auch etliche bekommen, wollet Frage danach haben, desgleichen will ich hier auch thun, damit wir Exemplaria haben." Volumina und Exemplaria ist hier der Fachausdruck für handschriftliche Vorlagen. Und im Januar 1501 klagt er: „So weiss ich bei Gott nicht weiter zu suchen, mich sollte keine Kostung dauern, wo ich wüsste, wo man Exemplaria haben möchte. Ich bitte Euch, ob Ihr sie wüsstet, wollet auf meine Kostung die zuwegen bringen und wollet das Beste thun in dem Werke soviel als

Euch möglich ist, damit Ihr und ich der Dinge abkommen. Item, lieber Meister Hans, ich habe von Euch auf eine Zeit zu Frankfurt vernommen, wie der Hugo ganz zu Lyon liege oder einige Partes, wo Ihr da guter Leute Kundschaft hättet, ob man da etliche Partes haben möchte. Ich will auch dahin schreiben. Ich will auch gen Paris schreiben, ob man da etliche Partes möchte haben." Ohne Mühe werden auch Kobergers Kollegen schwerlich ihre Vorlagen erhalten haben, denn die betr. Codices waren meist wertvolle Pergamenthandschriften, ja häufig der kostbarste Schatz einer Klosterbibliothek, und wurden dann, wenn überhaupt, nur auf kurze Zeit zum Anfertigen einer Abschrift, nicht aber zum Gebrauch beim Setzen, hergeliehen. Uebrigens unterstützte der Rat von Nürnberg Koberger beim Entleihen von Handschriften durch besondere Empfehlungsschreiben.

Beim Setzen wurden gewöhnlich die Bogen aus dem Bande herausgenommen, um sie einzeln dem Setzer in die Hand zu geben, dagegen schrieb Koberger einmal im Mai 1502, als er einen wertvollen Sammelband zum Druck einlieferte: „Bitte Euch freundlich, solch Buch schön und sauber zu halten; so Ihr es umgehen mögt, so wollet die Bogen nicht ausbinden, damit sie desto minder beschädigt werden." Koberger, der sich selbst bald „der Druckkunst Meister", bald „dieser Kunst besten Werkmeister" nannte, liess in fast allen Schlussschriften seiner Werke die Kunstfertigkeit des Druckens hervorheben, war aber auch unaufhörlich bestrebt, seinen eigenen, wie den durch ihn beschäftigten fremden Pressen Anerkennung zu verschaffen. „Wollet Fleiss thun, dass von statt gehe", drängt er darum oft in seinen Briefen, und einmal schreibt er an Amerbach: „Ich bitt' Euch auch, Ihr wollet darob sein, dass Fleiss geschehe im Drucken, denn mich dünkt, das quarta pars

sei nicht so fleissig und wohl gedruckt, als das prima und das secunda"; ein andermal: „Wollet darob sein, dass gut fleissig Ding gedruckt werde, damit die letzten Teile den ersten gleichen werden", und endlich ein drittesmal äussert er sich unzufrieden: „Item, lieber Meister Hans, ich habe mit Meister Hansen Peter zu Frankfurt geredet des Hugo halb, dass ich mich wahrlich mehr und grösseren Fleisses versehen hätte in dem Werke; ich habe die 10 Fass, so Ihr mir gesandt habt, alle von Blatt zu Blatt übersehen und kollationieren lassen, so findet sich gar viel Caduc und unfleissige Arbeit darin, das wahrlich in dem ersten Hugo so Ihr mir gedruckt habt, nicht gewesen ist und hätte mich des in diesem anderen Hugo auch nicht versehen, ich muss Geduld haben; Ihr wisst, dass das Werk sonst unverkänflich ist, so dann der Fleiss auch darin gespart ist, so wird es noch unverkänflicher werden."

Die Buchzierung spielte bei Koberger ebenfalls eine grosse Rolle. Während der ersten zehn Jahre seiner Druckerthätigkeit brachte er zwar den Holzschnitt noch nicht zur Anwendung, später aber ragte er auch darin hervor, und keine Geringeren als Albrecht Dürer und Michael Wolgemut waren dabei beteiligt.

Koberger war der erste, welcher die lateinische Bibel mit Holzschnittbildern illustrieren liess, und seine 1483 gedruckte deutsche Bibel ist durch ihren Bilderschmuck von wahrhaft künstlerischem Werte.

Weiter erschienen bei Koberger 1488: ein der deutschen Bibel ähnlich ausgestattetes „Passional, das ist der Heiligen Leben", und 1491 der „Schatzbehalter", ein 96 Vollbilder von Wolgemut enthaltendes volkstümliches Werk. Richard Muther sagt davon: „Ein so reich illustriertes, mit so grossen, sorgfältig durchgearbeiteten Holzschnitten versehenes Buch war bis dahin unerhört."

Nach diesen Leistungen begann Koberger 1491 mit

den Vorbereitungen zu seiner 1493 in zwei Ausgaben (lateinisch und deutsch) erschienenen Weltkronik, *dem grössten illustrierten Werk des Jahrhunderts.*

Der fast überreiche Bilderschmuck rührt von Michael Wolgemut und dessen Stiefsohn Wilhelm Pleidenwurf her. Gegen 2250 Holzschnitte, zu denen an 2000 Stöcke gebraucht wurden, sind darin abgedruckt, oft nehmen die Bilder ganze Folioseiten ein, oft durchziehen sie als Stammbäume oder halbseitig den Text, und bringen dabei vom ersten Schöpfungstage an die bekanntesten Begebenheiten, Personen, Länder und Städte zur Darstellung. Manchmal freilich wird der moderne Beschauer lächeln, wenn er z. B. die naive Darstellung der Genesis sieht, oder die Verwendung desselben Chichés zu zwei ganz verschiedenen Motiven. In der Schlussschrift des mächtigen Folianten sind als Förderer des Werkes die angesehenen Nürnberger Bürger Sebald Schreyer und Sebastian Kammermeister genannt, und an einer anderen Stelle des Werkes findet sich die für Gutenberg zeugende Bemerkung: „Die Buchdruckerkunst ist in diesen Zeiten zuerst in Deutschland aufgekommen. Wieviel daher die Freunde der Wissenschaften den Deutschen verdanken, kann durch keinerlei Lobrede genügsam ausgedrückt werden. Die Buchdruckerkunst soll aber zu Mainz, einer Stadt am Rhein, im Jahre 1440 mit genialem Scharfsinn erfunden worden sein."

Kobergers eigene Pressen reichten aber nicht aus, um allen Anforderungen zu genügen, und mit der wachsenden Ausdehnung des Geschäftes mussten die Pressen anderer Drucker in Nürnberg sowohl, wie auswärts (Basel, Lyon, Hagenau) herangezogen werden; dabei dienten selbständige Faktoreien und Verkaufsstellen in den namhaftesten Städten, und Bücherlager bei Geistlichen und Laien dazu, Kobergers Druck und Verlag im gesamten Litteraturgebiet der lateinischen Kulturwelt zu verbreiten.

In Ungarn war Ofen, in Polen Krakau, in Schlesien Breslau, in Oesterreich Wien Zentralstelle für Kobergers Buchhandel, nach diesen Orten schickte er seine Agenten und hier liefen die Zahlungen ein. Ob dort feste Faktoreien von längerer Dauer bestanden, ist fraglich, jedenfalls wurde der Verkehr von Nürnberg nach den Filialen oft durch Kriegsunruhen erschwert, wenn nicht aufgehoben. Bei solchem Anlass schrieb Koberger einmal im Oktober 1504: „Auch ist es also geworden in dem Lande zu Polen und in Ungarn, dass man vier oder fünf Groschen auf einen Gulden verlieren muss, wer Gold will haben. Ich habe wohl Gold zu Wien, auch zu Ofen in Ungarn, zu Breslau, zu Krakau, aber es ist mir nicht möglich, in diesen Kriegsläuften einen Gulden her auf Nürnberg zu machen oder zu bringen, so kann ich auch meinen Dienern kein Buch an die Enden schicken.“ Andere Länder, in denen Koberger keine Depots unterhielt, wie die Niederlande, bereiste er persönlich, oder er liess sich dort durch einheimische Händler vertreten. Die mit Bücherwagen von Stadt zu Stadt ziehenden Diener hatten als Ausweis für die Behörde, wie als Anzeige für die Käufer, ein gedrucktes Verzeichnis bei sich, woraus ersichtlich war, wie die offene „Kräme staffieret“. Die Anzeige begann sehr einladend: „Diejenigen, welche die unten verzeichneten Bücher zu kaufen wünschen, werden, wenn sie zur unten angezeigten Herberge kommen, einen sehr freigebigen Vertreter finden.“

Was den Geschäftsgewinn betrifft, so hielt Koberger einen Ladenpreis für Nichtbuchhändler fest, und gewährte davon den Buchhändlern 20%. Zuerst nannte er den Händler- oder Nettopreis, dann den für den Handverkauf, so dass der Ladenpreis auf 25% höher anzunehmen ist.

Die bedeutendste aller für Koberger arbeitenden Druckereien blieb natürlich seine eigene Offizin, dennoch

trug er sich bereits um Fasten 1500 mit dem Gedanken, den Druckereibetrieb einzustellen, als er damals schrieb: „Ich habe meine Werkstatt ganz abgestellt und drucke gar nichts mehr.“

Berichtet wird, dass er zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einige Zeitlang Nürnberg verlassen hat, nachdem er schon einmal 1494, der Pest wegen, von dort geflüchtet war. Mit dem Jahre 1504 hörte seine Druckthätigkeit plötzlich auf, von

Das Strassburger Münster.
Aus Schedels Chronik, 1493 von Koberger gedruckt.

nun ab beschäftigte er nur fremde Offizinen. Ob die Kriegswirren jener Zeit, oder Mangel erwachsener, zum Eintritt ins Geschäft geeigneter, Söhne dabei ausschlaggebend gewesen, bleibt ungewiss.

In Paris war als Kobergers Faktor Johann von der Bruck aus Flandern thätig und starb auch 1476 daselbst. Nach dem Heimfallsrechte, das ein Jahr früher schon Peter Schöffer betroffen hatte, wurden auch Ko-

bergers Druckwerke in Paris vom französischen Fiskus mit Beschlag belegt. Koberger reiste deshalb selbst nach Paris, mit einem Schreiben vom Nürnberger Rat, worin die Rückgabe der weggenommenen Verlagsartikel — eigene wie fremde Bücher — von König Ludwig erbeten wurde.

Vermutlich hatten Kobergers Bemühungen nach dieser Richtung den gleichen Erfolg, wie diejenigen Schöffers ein Jahr vorher. Um ihn aber auch für die Zukunft gegen ähnliche Vorkommnisse zu sichern, „da er durch seine mannigfaltigen Diener merkliche Händel und Gewerbe in Frankreich trieb", suchte für ihn der Rat von Nürnberg die Vermittlung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz bei dem König von Frankreich nach, die auch eintrat. So konnte Koberger in Paris eine feste Niederlassung begründen, die seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Johannes Blumenstock, genannt Heydelberg, zum Faktor hatte und prächtig gedieh. Im Jahre 1500 weilte Koberger wiederholt in Paris.

Blumenstock hatte hier, wie er mitteilt, „zu versorgen zwei Laden Bücher, die zu sortieren, kollationieren und schön und sauber und ordentlich zu machen". Während Paris für Koberger das grösste Platzgeschäft ergab, diente ihm Lyon als Mittelpunkt für den Handel in Frankreich und den Verkehr mit den romanischen Ländern. Hier sass der verantwortliche Vertreter des Nürnberger Hauses und Vetter des Gründers, Hans Koberger, hier befand sich auch die Hauptniederlage, und hier liefen die Gelder zur Abrechnung ein. Das Lieferziel aller Büchersendungen waren die Messen, und zwar die Augustmesse und die Allerheiligenmesse. War nun Hans Koberger nicht durch die wichtige Messzeit in Lyon festgehalten, so zog er (wie Hase ausführt) „auf rüstigen Reisezügen durch die Welt; bald schaute er in Paris ein, dort Rechenschaft abzunehmen und Ge-

schäfte zu betreiben, bald ritt er, grosse Bücherlasten einführend, durch Ober-Italien, dazu fast alljährlich, gelegentlich der Frankfurter Messe, nach Deutschland; auch Spanien war für seinen Handelsverkehr von Wichtigkeit."

Die Versendung der Bücher geschah anfangs in Fässern, hatte aber dadurch mancherlei Nachteile, denn häufig langte die Ware durchnässt und halb verdorben am Bestimmungsorte an. Koberger versuchte daher 1504 die Bücher in Ballen mit Lederumschlag zu verpacken, war also der Erste, welcher den sogenannten Buchhändlerballen einführte. „Ich bin der Meinung gewesen," schrieb er damals, „ich wollte zu Basel Leder gekauft haben und wollte die Bücher in Ballen gemacht haben, so wären sie besser versorgt gewesen, als in den bösen Fässern."

Die schon von Anton Koberger aufgegebene Druckerei war wohl an Fr. Peypus übergegangen; im Verlag, der gegen Ende der zwanziger Jahre erlosch, folgte Johannes Petrejus (auch Hans Peterlein genannt); wer den schwunghaften Sortimentshandel nach 1532 übernahm, ist nicht bekannt.

Um die Erinnerung an den grossen Drucker und *grössten Buchhändler* seiner Zeit zu bewahren, liess Nürnberg im Jahre 1882 eine Strasse nach seinem berühmten Bürger nennen; am Koberger'schen Hause aber ist seit 1880 unter dem Steinbilde des Schutzengels eine Gedenktafel eingemauert, deren Inschrift lautet:

„Antoni Koberger,
dem bedeutendsten Buchhändler und Buchdrucker
seiner Zeit 1470—1513
widmen diese Tafel
an der Stätte seiner Wirksamkeit
im Jahre 1880
zum ehrenvollen Andenken
Deutsche Buchhändler."

Koberger, der in hohem Alter, aber noch in voller Kraft aus dem Leben schied, — ein Jahr vorher ward ihm das 25. Kind geboren — fand bei den „Predigern“, also im Dominikanerkloster, seine letzte Ruhestätte.

7. Heinrich Quentell in Köln.

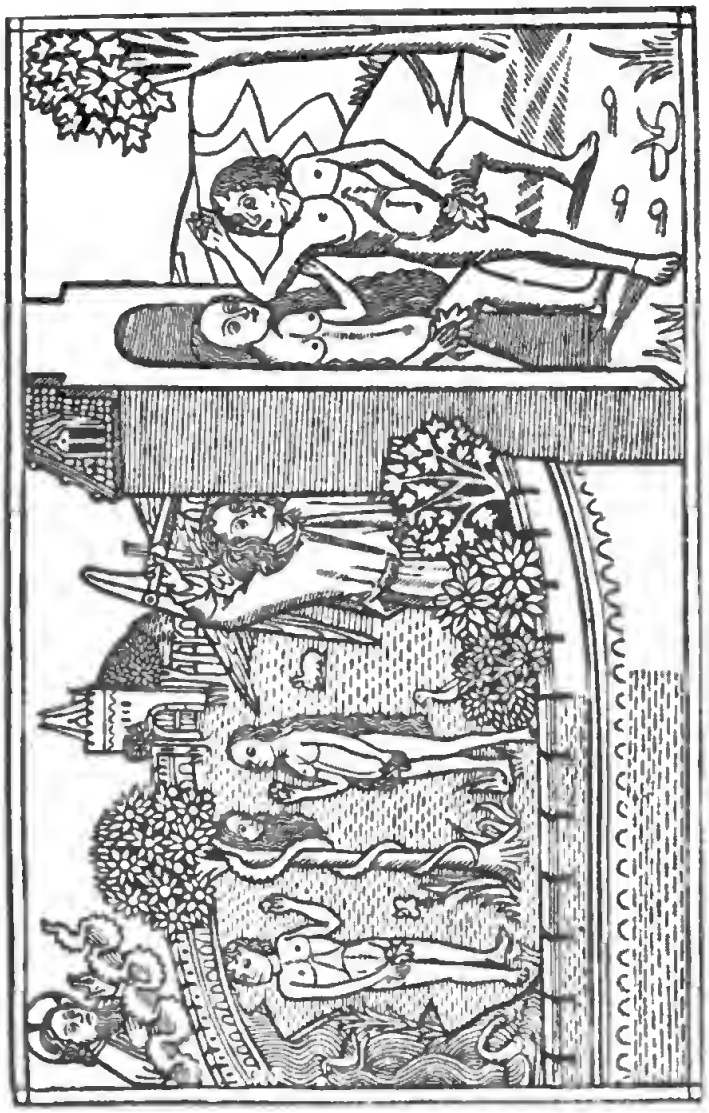
Als der erste Typograph von Köln, der „Amme der Buchdruckerkunst", wo eine grössere Zahl Frühdrucker ihre Ausbildung und die junge Kunst so mancherlei Verbesserungen gefunden hat, wird Ulrich Zell aus Hanau, „Kleriker der Mainzer Diözöse", welcher die Erfindung von Mainz mitbrachte, (seit 1463) genannt. Ihm folgten u. a.: Arnold ther Hoernen, Peter von Olpe, Johann Koelhoff und Nikolaus Götz (1470—1474). Seit 1475 gab es bereits 10 Druckereien in Köln, und von hier aus verbreitete sich alsbald die Kunst nach den Niederlanden. Alle die vorgenannten Kölner Meister überragte aber an Thatkraft und Unternehmungsgeist *Heinrich Quentell*, der berühmteste Frühdrucker Kölns und Begründer der anderthalb Jahrhunderte blühenden Quentellschen Offizin.

Heinrich Quentell stammte aus Strassburg — Jahr und Tag seiner Geburt sind unbekannt geblieben —, heiratete Elisabeth Helman, eine Kölner Beamtentochter, und errichtete kurz vor 1479 in der geräumigen Wohnung seiner Schwiegereltern eine eigene Druckerei. Dieselbe befand sich auf dem Domhofe in dem aus den Häusern „Zum Palast" und „Zum Hirtzhorn" bestehenden Gebäude; aus ihr ging am 30. August 1479 der mit Bewilligung der Universität Köln gedruckte prächtige Foliant „Astexanus, Summa de casibus conscientiae" hervor. Wahrscheinlich hat jedoch Quentell, als Nach-

folger des Nikolaus Götz, schon vor diesem Werke verschiedene Druckschriften und, nach neuerer Annahme, sogar die erste niederdeutsche Bibelübersetzung erscheinen lassen. Seine berühmte „Kölner Bibel", eines der bekanntesten Druckwerke des 15. Jahrhunderts, erschien um 1479 in zwei verschiedenen Fassungen (holländische und kölnische Mundart), und leitete eine neue Epoche der Bilder-Bibeln ein. In den vorher gedruckten Bibeln beschränkte sich die Illustration auf einige kleine, mehrfach wiederholte, Holzstöcke, oder drängte die Darstellung auf den beschränkten Raum einer Initiale zusammen. Die Kölner Bibel dagegen enthält 113 Bilder (zumeist 120 mm hoch und 190 mm breit) und ist mithin die erste, welche die Bezeichnung „Bilderbibel" auch wirklich verdient. Warum Quentell bei seiner Bibelübersetzung sich nicht genannt hat — am Ende des kostbaren Bandes befindet sich nur die Bemerkung, dass das Werk „nicht geschrieben, sondern mit grossem Fleiss und Arbeit gedruckt sei" — ist ebenso unaufgeklärt, wie bei anderen, ohne den Namen des Druckers erschienenen, Presserzeugnissen seiner Offizin. Dass aber er der Bibeldrucker gewesen sei, galt seither bei den meisten Bibliographen als bewiesen durch die grosse Aehnlichkeit, wenn nicht Gleichheit der Typen, Holzschnitte und Randverzierungen mit anderen Quentellschen Drucken, während neuerdings Zaretzky („Zeitschrift für Bücherfreunde" 1899) Quentell nur als Verleger des Werkes anerkennen will und Götz von Schlettstadt für seinen Drucker hält. Dieser soll Quentell, der das Papier zum Druck geliefert hatte, eine namhafte Summe geschuldet haben.

Welche Ausdehnung der Quentellsche Verlag allmählich genommen, ist aus einem 1501 veröffentlichten Verzeichnis des Kölner Bibliographen L. v. Büllingen ersichtlich, das nach Merlo (Niederrheinische Annalen Heft 42)

bereits 134 Verlagswerke mit Quentells Namen anführt. Im ganzen stieg die Zahl auf mehr als 200 in 13 ver-



Quentellsche Druckprobe aus der Kölnischen Bibel (um 1479).

schiedenen Typenarten gedruckte Werke und Proctors Index zählt bis 1500 im British Museum zu London allein 189 Ausgaben Quentellscher Druckwerke. Die meisten seiner Bücher sind religiösen oder religionsphilosophischen Inhalts, in Bezug auf die Ausstattung

ist von Holzschnitten, besonders auf den Titelblättern, ausgiebiger Gebrauch gemacht, die Datierung geschieht noch mehrfach nach dem römischen Kalender, Signatur ist nahezu Regel. Quentells Geschäftsteilhaber war sein Schwiegervater Johannes Helman, von dem nur der Druck: „Dyt is die Passie ons heren Jhesu christi“ von 1505 bekannt ist.

Heinrich Quentell starb 1501 und hinterliess zwei Kinder, einen Sohn, Peter, und eine Tochter, Greitgen. Das Geschäft wurde bis 1506 im Andenken an seinen Gründer fortgeführt, was aus den ehrenden Schlussschriften verschiedener Drucke hervorgeht, dann lautete die Firma seiner Kinder „Officina ingenuorum liberorum Quentell“, und um jene Zeit wird der bekannte Ortwin Graes in die Quentellsche Offizin als Vorsteher und Korrektor eingetreten sein. Erst 1520 erscheint des Gründers Sohn, Peter, als alleiniger Geschäftsinhaber; er brachte das Unternehmen zur höchsten Blüte, so dass seine eigenen Pressen nicht mehr die Arbeit bewältigen konnten, und er fremde in Anspruch nehmen musste. Das 1527 bei ihm erschienene „Eyn new kunstlich boich“ wird als die Krone der Musterbücher der deutschen Frührenaissance bezeichnet. Eine hervorragende Leistung ist auch die Herausgabe eines grossen Prospektes der Stadt Köln durch den Maler und Xylographen Woensam von Worms; dieses unübertroffene Kunstwerk, aus 9 in die Breite zusammengefügten Blättern bestehend, erschien in zwei Auflagen und ist höchst selten.

Von Peters Söhnen aus erster Ehe setzte der jüngere, Johann, bis zu seinem frühen Ende 1551 den Betrieb fort, hierauf vermählte sich seine Witwe mit dem Rechtsgelehrten und Senator Gerwin Calenius, der unter der Firma „Gervinus Calenius et haeredes Joannis Quentelii“ das Geschäft erfolgreich weiterführte.

Schon einige Jahre vor dem Tode seines Stiefvaters — Calenius starb am 14. September 1600 — übernahm Johanns Sohn, Arnold Quentell, unter eigenem Namen das Geschäft; er gab 1598 einen Verlagskatalog über

COLONIAE Petrus Quentel excudebat,
Anno M CCCCC XXVII.

Kölner Stadtwappen aus Quentells lateinischer Bibel (1527).

181 Werke (120 in lateinischer, 61 in deutscher Sprache) heraus.

Mit Arnold, dem Urenkel des Gründers, hörten die Quentellschen Nachkommen auf, Drucker zu sein, und nahmen von da ab bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts

als adelige Würdenträger in Köln hohe geistliche und weltliche Aemter ein.

Von Peter Quentell existiert eine Bildnisfigur gleichzeitig mit der des Druckers H. Fuchs auf dem Signet einer Folioausgabe der Emserschen deutschen Bibelübersetzung von 1529, und von Arnold Quentell ein Gemälde (von Geldorp Gortzius) im städtischen Museum zu Köln.

8. Christian Egenolff in Frankfurt a.M.

In Frankfurt am Main wird als frühester Buchdrucker der alten Handels- und Krönungsstadt Hans von Petersheim, und nach diesem, 1511, Beatus Murner aus Strassburg genannt — beide waren aber nur Wanderdrucker — während der viel bedeutendere *Christian Egenolff* (auch Egenolph), geboren zu Hadamar im Westerwalde am 26. Juli 1502, als der erste sesshafte Typograph Frankfurts gilt. Jedenfalls hat Egenolff, nach seiner eigenen unwidersprochenen Angabe, die Buchdruckerkunst dauernd in Frankfurt eingeführt, wie eine lateinische Inschrift an seinem Hause — jetzt am grossen Kornmarkt Nr. 20 — besagte. Diese Inschrift lautete auf deutsch:

„Im dreizehnten Jahre seit der durch ihn erfolgten Einführung der Buchdruckerei hierorts hat Christian Egenolff aus Hadamar dieses Haus erbauen lassen im Jahre des Herrn 1543."

Der Vater Christians hiess Paul, von seinen Geschwistern heiratete Barbara am 13. Dezember 1540 zu Frankfurt den Buchdrucker Wilhelm Kurfur, während Lorenz, ein jüngerer Bruder, ebenfalls Buchdrucker und zuletzt als Korrektor in Christians Offizin beschäftigt war. Christian bezog schon mit 14 Jahren die Mainzer Universität, um hier als Scholar, wie einst Peter Schöffer zu Paris, humanistische Studien zu treiben. Sein Alters- und Studiengenosse Justinus Gobler von St. Goar er-

zählt davon in der Vorrede seines Werkes „Der gerichtliche Prozess“ 1562 interessante Einzelheiten. Es heisst da, nach Grotefends ausführlicher Monographie über Egenolff (Frankfurt 1881) u. a.: „Dann ich im Egenolpho, von meiner jugent an, als meinem lieben Schulgesellen zu Mentz (da wir beide unsere erste kuntschafft und freundtschafft mit einander inn der Bursen zum Schenckenberg vor viertzig jaren angefangen, gemacht, und dieselbige Schulfreundschafft vnnd kundschafft darnach auch unser lebenlang, vnd biss in sein Absterben gewert hat) geneygt, günstig, vnd sovil ich vermocht, behülfflich vnnd fürderlich gewesen.

Bin auch derselbigen vnser ersten kundschafft, jugent und zeit noch gern ingedenck, vmb der feinen weidlichen geleerten menner willen, so eben zu derselbigen zeit zu Mentz, im sechtzehenden, siebenzehenden, achtzehenden vnd neuntzehnenden jaren noch im leben, vnd mehrentheils vnser beder Rectores und praeceptores gewesen sein, als nemlich der wirdig Ernvest vnd hochgeleert Doctor Encharius Schlann, der Vniversität Rector . . .“ u. s. w.

In Mainz wurde aber Christian nicht nur zu einem kenntnisreichen Manne von vielseitigem Wissen herangebildet, sondern hier, in der Geburtsstadt Gutenbergs, fand er vermutlich auch Gelegenheit, sich mit der damals noch neuen Kunst zu beschäftigen, deren Ausübung er sich fortan berufsmässig widmete. Schon im Jahre 1524 scheint Egenolff als Typograph gewirkt zu haben, und 1529, in seinem 27. Lebensjahre, taucht er in Strassburg als selbständiger Buchdrucker auf. Sein frühester Druck ist wohl das im März 1529 erschienene Werk: Gerardi Noviomagi, vita Philippi a Burgundia... Ausserdem kennt man noch über ein Dutzend Strassburger Drucke von ihm, und sein letztes dort hergestelltes Werk führt den originellen Titel: „Ausgebrante

vnd distillirte Wasser, wie sie iedem Gebresten des Menschen Leibes vnd worzu sonst deren Gebrauch fürträglich dienen. Jetzt newlich nach Ordnung mit grossem Fleiss zusamen bracht. Samt dessen einen kurtzen Bericht vnd fürgestelltem Register . . . Strassburg. Christ. Egenolff. August 1530."

Wann und warum Egenolff Strassburg verlassen hat, ist unbekannt, dagegen enthält das Frankfurter Ratsprotokoll am 27. Dez. 1530 den Vermerk, dass „Die kuntschafft Christian Enolffs, buchdruckers von Strassburg verlesen ist", und als Beschluss: „Ine zur burgerschafft ufnemen, doch das er nichts drucke, davon gemeyner stat nachteyl entstehe".

Christian Egenolff (aus dem Jahre 1537). Nach Grotefend: „Christian Egenolff". Frankfurt a. M. 1881.

Egenolffs erster Frankfurter Druck ist „Der Stab Jakobs", eine Anleitung, „künstlich und gerecht zu machen und zu gebrauchen, damit an Gebäum auch sonst — zu messen," entworfen von dem Stadtschreiber Jakob Köbel zu Oppenheim und in 4° mit Holzschnitten erschienen im Mai 1531. Ein Rechenbuch desselben Verfassers folgte noch in demselben Jahre, ebenso eine Anzahl anderer Werke ohne genauere Zeitangabe, auserdem ein Abdruck der goldenen Bulle in 4°. Für den Rat druckte in demselben Zeitraum der neuaufgenommene

Bürger, wie eine „Freizeichenordnung“ im Stadtarchiv beweist, sowie 1532 „die Notel von Abthuung der Messe“, wobei er sich verpflichten musste, nicht mehr Exemplare zu drucken, als dem Rate von Nöten. Aus dem nächsten Jahre datiert eine eigenhändige Eingabe Egenolffs an den Rat um mietweise Ueberlassung einer Wohnung, die er offenbar auf anderem Wege nicht erreichen konnte. Er sei, heisst es in dem Gesuche, mit nicht geringen Unkosten vor 2 Jahren von Strassburg mit seiner Druckerei hierher gezogen, ohne bis jetzt von der Stadt einen Steuernachlass, oder sonstige Vorteile errungen zu haben, wie sie anderen Druckereien an vielen Orten zu teil würden. Obgleich er nun hier als Mitbürger lebe und der Stadt nicht zur Last falle, sondern zum Nutzen und zur Ehre gereiche, habe er bis jetzt keine bequeme Wohnung finden können, und sei daher genötigt, die Hilfe des Rates anzurufen. Müsse er etwa an's Ende der Stadt ziehen, so würde ihm dadurch grosser Schaden erwachsen und er nicht im stande sein, sich länger zu halten. Er bitte deshalb „umb einen leidlichen Zinss“ ihm eine leerstehende Behausung, etwa im Barfüsserkloster, anzuweisen.

Der Rat kam ihm entgegen und beschloss sogar, ihm 400 Gulden zum Ankauf eines Hauses vorzustrecken. So erwarb denn Egenolff am 7. Juli 1533 für 550 Gulden ein in der Bleidenstrasse (wahrscheinlich die heutige Nr. 16) gelegenes Haus. Bald nach diesem Hauskaufe ward er in einen Nachdrucksprozess verwickelt. Sein ehemaliger Strassburger Kollege Hans Schott hatte nämlich ein Kräuterbuch herausgegeben, und beschuldigte nun Egenolff bei dem Reichskammergericht, dieses Buch nachgedruckt, und die darin enthaltenen Abbildungen verkleinert wiedergegeben zu haben. Darauf erklärte der Beschuldigte, dass hier nur das Frankfurter Schöffengericht zuständig sei, und dass er sein Werk einem

alten Buche entnommen hätte, das vor 30 oder 40 Jahren der Frankfurter Stadtarzt Johann von Cuba geschrieben und gemalt habe. „Nun ist aber je niemandts verpoten", führt er dann aus, „alte bücher nachzutrucken, besonnder solliche bücher darusz dem menschen geholffen werden mag, diveyl jetzt zu vnnsern zeithen veerherte vnd schwere krankheyten ufstehen." Ferner bemerkt er, dass viele Kränter in seinem Buche fehlten, die in der Ausgabe des Klägers vorhanden seien, und umgekehrt, sowie bezüglich der Aehnlichkeit, dass eben die Kräuter nicht anders aussähen und niemand ein Privilegium habe, dieselben zu malen, so wenig wie Albrecht Dürer nur allein berechtigt sei „Adam und Eva" zu malen. Aber auch der Text stimme nicht wörtlich überein, sondern nur dem Sinne nach, da man z. B. ein Kraut, das kalt sei, doch nicht warm nennen dürfe u. s. w. Daraufhin scheint Schott seine Klage zurückgezogen zu haben. Aber auch noch andere Kräuterbücher, die Egenolff in der Folge druckte, bereiteten ihm Unannehmlichkeiten, wie die von dem gelehrten Frankfurter Stadtarzte Walter Ryffius besorgte Ausgabe des Dioscorides und des Valerius Cordus, welche ihm einen heftigen Federkrieg mit dem Botaniker Leonhard Fuchs in Basel zuzog. Um so behaglicher gestalteten sich die häuslichen Verhältnisse des rastlos thätigen Mannes, und trotz zahlreicher Familie — seine Frau Margaretha, eine geborene Kärpfin, beschenkte ihn mit 9 Kindern — vermehrte sich sein Wohlstand beträchtlich. Die Ausdehnung seines Geschäftes veranlasste Egenolff, in den Jahren 1542 und 1543 in Marburg eine Filiale zu gründen, aus der ebenfalls verschiedene Druckwerke hervorgegangen sind, die jedoch wieder einging, als er 1543 sein neuerbautes Haus, Ecke der grossen Sandgasse und des Kornmarktes, beziehen konnte. Auch hier, unter vergrössertem Betriebe, verliess ihn nicht der Erfolg, seinem Unternehmen

blieb die Unterstützung des Laienpublikums wie der Gelehrtenwelt, wozu freilich seine eigene humanistische Bildung mithalf. Vermochte er doch nicht nur im Lateinischen sich mündlich und schriftlich gut auszudrücken, sondern auch häufig selbst die Redaktion seiner Verlagswerke zu übernehmen, wie z. B. bei seiner 1535 herausgegebenen Chronika, die er laut Vorrede nach den besten Historiographen zusammengestellt hat. Neben dem Umgange mit gelehrten Männern stand er auch mit einigen, wie dem berühmten Arzte und Dichter Lonicer, mit Melanchthon und anderen, in Briefwechsel; sie alle zollten ihm grosse Achtung und hielten ihn ihrer Freundschaft wert. So sagte der Marburger Arzt und Dichter Enricius Cordus in einem lateinischen Epigramm:

„Nimmer doch hat je die Freude so sehr mir das willige Antlitz
All' seiner Farben beraubt, als Dein heiteres Mahl,
Egenolff, dass Deine Sitten, Dein redliches Herz ich verschweige,
Auch Deinen Glauben, der eng frommem Gemüte gepaart.
Heiter war da die Laune, die Scherze Apollos selbst würdig,
Stets ohne Stachel der Witz, stets ohne Galle der Spass."

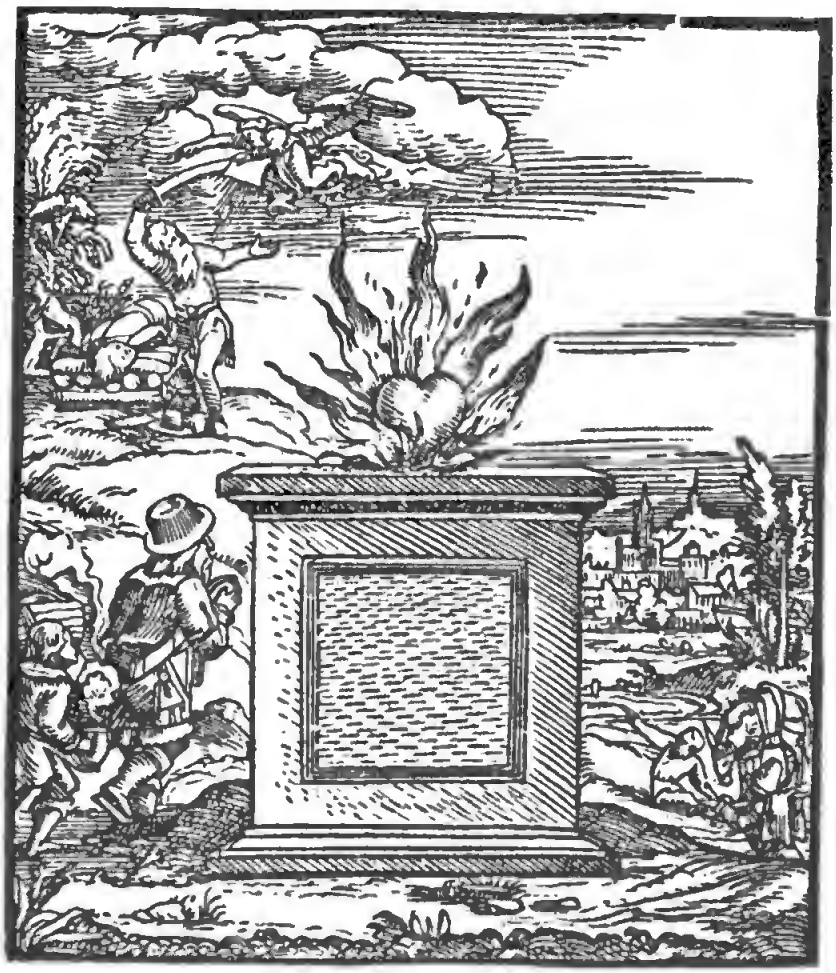
Melanchthon lernte bei seinem Aufenthalte zu Frankfurt im Frühjahre 1539 Egenolff persönlich kennen, ausserdem sind zwei Briefe von ihm, dem „Lehrer Deutschlands", an Egenolff erhalten, worin es sich um die Melanchthonsche Grammatik und andere Verlagsobjekte handelt, und wobei die besondere Wertschätzung des Verfassers für den Verleger Ausdruck findet.

Noch zwölf Jahre wirkte Egenolff in seinem neuerworbenen Besitztum am Kornmarkt mit unermüdlicher Thatkraft; seine in dieser Zeit geführten Prozesse galten meist der Verteidigung wohlerworbener Rechte, wie sie ihm ein kaiserliches Privileg verliehen hatte. Dieses Privileg verbot jedem, wer es auch sei, Egenolffs Bücher, sonderlich die, so er neu gedruckt, nachzudrucken, oder die nachgedruckten feil zu halten, bei Strafe der Kon-

Digitized by Google

fiskation der Bücher zu Gunsten Egenolffs und einer Poen von 9 Mark lötigen Goldes, halb dem Kläger, halb dem Fiskus zufallend.

Als Christian am 9. Februar 1555 seine irdische



Egenolffs Druckerzeichen.

Laufbahn beschloss, hinterliess er seiner Witwe ein blühendes Geschäft, eine Anzahl Häuser, Wiesen und Weingärten, sowie ein beträchtliches Barvermögen, das die letztere ein Jahr nach seinem Ableben mit 16,000 Gulden versteuerte.

Egenolffs beste Drucke waren die lateinischen, aber auch seiner mit schönen Holzschnitten gezierten Bibel, die er, als die erste in Frankfurt gedruckte, am 26. Mai 1534 vollendet hat, gebührt Anerkennung. Ein Jahr vorher erschien auch bei ihm das „Modelbuch aller art Nehwerks vnd Stickens", mit vielen Blumenranken und Tierfiguren geschmückt, daneben enthält es die damals so beliebten Ornamentformen: Mauresken und Knotenwerk. Viele seiner Muster waren vorbildlich und gingen in die Bücher anderer Verleger über.

Wie auf die Buchdruckerei und den Buchhandel, verstand sich der Meister auch auf den Holzschnitt, und namentlich auf den Schriftguss, seine Schriften waren so begehrt, dass die meisten Druckereien davon bezogen. Von seinem Schwiegersohne, dem ausgezeichneten Schriftgiesser Jakob Sabon, stammt der dessen Namen tragende Schriftkegel.

Als Druckerzeichen führte Egenolff einen Altar, auf welchem ein Herz mitten im Feuer brannte. Zu erwähnen bleibt noch, dass von seinen Söhnen Christian der jüngere, der von 1533 bis 1566 evangelischer Prediger war, nebenbei die Buchdruckerei und den Buchhandel des Vaters betrieben hat. Seine letzte Ruhestätte fand Frankfurts erster ständiger Buchdrucker auf dem dortigen St. Peterskirchhofe, wo ihm ein prächtiges Epitaphium errichtet wurde; sein gelehrter Freund Jakob Micyllus widmete ihm daselbst einen lateinischen Nachruf, der auf deutsch lautete:

„Kennst Du den Drucker, o Leser, dess Christian Egnolff der Name,
Streng schloss der Parze Geheiss ihn in die Scholle hier ein;
Doch seine zahllosen Werke, der stetigen Arbeit die Zeugen,
Leben und gehen von hier fern bis ans Ende der Welt."

9. Hans Lufft in Wittenberg.

Der hervorragendste Typograph in Wittenberg, der „Wiege der Reformation", *Hans Lufft,* führte den Beinamen „der Bibeldrucker", weil gegen 100 000 Exemplare von Luthers deutscher Bibelübersetzung aus seiner Presse hervorgegangen sind. Lufft erblickte im Jahre 1495 das Licht der Welt, aber trotz sorgfältiger Nachforschungen ist sein Geburtstag bis jetzt ebenso unbekannt geblieben, wie sein Geburtsort. Nach einer Briefstelle Luthers erlernte er die Schwarzkunst in Wittenberg bei Johann Grunenberg, dessen Offizin im dortigen Augustinerkloster errichtet war. Anfänglich in dürftigen Verhältnissen lebend, fand Lufft bei dem Prior des Klosters, Eberhardt Pritzger, nebenbei Verwendung als Sachwalter und Zinseintreiber, und seine sehr bescheiden eingerichtete Druckerei enthielt zuerst nur deutsche Typen. Sein ältester Druck unter dem Titel: „Johan: Fritzschans / Got / tis wortt . . belan / gende" erschien in 4°, 1524; ihm folgten u. a.: „Eyn trostbrieff an die Christen zu Augspurg. Martinus Luther.", 4°, 1524; „Ein trostlich ge / sprechbüchlein", 8°, 1525; „Philip Melanchthons gemeine anweysung ynn die heyliche Götliche schrifft", 8°, 1525; „Zwue Sermon / auff das xv und xvi / Capitel von der / Apostelge- / schichte. Martinus Luther.", 4°, 1526; „Neu deudsch Psalter", 8°, 1528; „Von heimlichen vnd gestolenen Brieffen", 4°, 1529 und „Von Ehsachen", 4°, 1530.

Luther, dem Lufft im Kloster zu Wittenberg treue Dienste geleistet hatte, wandte ihm nunmehr seine volle Gunst zu und liess immer häufiger, und zuletzt fast ausschliesslich, bei ihm drucken, so dass etwa von 1530 ab die Lufftsche Druckerei alle anderen am Platze, worunter die von Georg Rhau, Peter Seitz und Nikolas Schirlentz die wichtigsten waren, überflügelt hatte. Zahlreiche, auch grössere Druckwerke verliessen jetzt in rascher Folge seine Werkstatt und brachten ihm um so höheren Gewinn, als Luther von seinen Druckern und Verlegern fast nie ein Honorar erhielt, sondern sich mit einem Freiexemplar zu begnügen pflegte.

Luffts bedeutendste Leistung und zugleich Luthers unvergängliches Meisterwerk, die deutsche Bibelübersetzung, erschien zum erstenmal 1534 unter dem Titel: „Biblia / das ist die gantze Heilige Schrifft Deudsch. Mart. Luth. Wittenberg ... Gedruckt durch Hans Lufft." in zwei Bänden Grossquart, mit 128 von Lukas Cranach entworfenen Bildern, in Gold und Farben geziert. Bis zum Jahre 1574 verliessen von dieser ersten vollständigen Bibelübersetzung mehr als 100000 Exemplare die Lufftsche Offizin, wie aus Crellius Bericht von Luthers Teutscher Bibel ersichtlich, worin es heisst: „Es ist darüber noch am Leben der gottesfürchtige, christliche und ehrbare Mann Hannss Lufft, ein Mann von etlich 80 Jahren, der gewiss sinder dem 1534. Jahr her, der Biblien Lutheri fast in die 100000 in seiner Druckerey verfertigt hat, derselbe bezeuget beständiglich vnd als für GOttes Gericht, dass in seiner Druckerei nach Herrn Lutheri Tod wissentlich und vorsetzlich keine Syllabe noch Wort, geschweig denn ein gantze Sentenz verfälscht und verändert sey, und dass sich die Seinigen nach dem Exemplar, das Lutherus selbst, und zum letzten des 1545. Jahrs verbessert, vnd Rorario zu verfertigen befohlen, haben richten müssen."

Digitized by Google

Unter vorgenanntem Rorarius ist Georg Rörer gemeint, einer der gelehrten Korrektoren der Lufftschen Offizin, der neben Caspar Cruciger und Christoph Walter viel zum Ruf und Ansehen des Bibeldruckers beigetragen hat. So zeichneten sich die Lufftschen Drucke — zu ihrer Herstellung waren beständig 3—5 Pressen in Betrieb — durch grosse Korrektheit aus, während sie gleichzeitig durch gutes Material, namentlich was Papier und Druckerschwärze betrifft, hervorragten. Der Vorrat an deutschen Typen übertraf den an lateinischen, beide Arten aber ermangelten nicht der Schärfe und Klarheit. Natürlich entging ein so leistungsfähiger Typograph wie Lufft nicht den Nachdruckern; Luther beschwerte sich deshalb für seinen Drucker mit Erfolg bei dem Herzog Heinrich, und am 26. September 1525 klagte er bei dem Bürgermeister und Rat von Nürnberg wegen dieses Unfugs. Aus dieser Zeit stammt auch Luthers Drohbrief an die räuberischen Nachdrucker, der in seiner kräftigen Ausdrucksweise besonders charakteristisch ist und darum hier im Wortlaute folgen mag.

Biblia/ das iſt/ die gantze Heilige Schrifft Deudſch.
Wart. Luth.
Wittemberg.
Begnadet mit Kürfurſtlicher zu Sachſen freiheit.
Gedruckt durch Hans Lufft.
M. D. XXXIIII.

Lufftsche Druckprobe (Titel) aus der ersten Lutherbibel.

„Vorrhede vnd vermanunge an die Drucker.

Gnade vnd fride, Was soll doch das seyn, meyne lieben Druckerherrn, das eyner dem andern so offentlich raubt vnd stillt das seyne, vnd vndernandern euch

verderbt? Seyt yhr nu auch strassenrauber vnd diebe worden? odder meynet yhr, das Gott euch segenen vnd erneeren wird, durch sölche böse tücke vnd stucke? Ich habe die postillen angefangen von der heyligen Dreykönige tage an, bis auff Ostern, so feret zu eyn bube, der setzer, der von vnserm schweys sich, neret, stilet meyne handschrifft ehe ichs gar aus mache, vnd tregts hynaus, vnd lesst es draussen ym lande drucken, vnser kost vnd erbeyt zu verdrucken, Wolan Gott wirds finden, was du dran gewynnest, da schmyre die schuch mit, du bist eyn dieb, vnd für Gott schuldig die widderstattung. Nu were der schaden dennoch zu leyden, wenn sie doch meyne bücher nicht so falsch vnd schendlich zu richten. Nu aber drucken sie die selbigen vnd eylen also, das, wenn sie zu myr widder komen, ich meyne eygene bücher nicht kenne, Da ist etwas aussen, Da ist versetzt, Da gefelscht, Da nicht corrigirt. Haben auch die kunst gelernt, das sie Wittemberg oben auff etliche bücher drucken, die zu Wittemberg nie gemacht noch gewesen sind, Das sind ia bubenstück, den gemeinen man zu betriegen, weyl von Gots gnaden wyr ym geschrey sind, das wyr mit allem vleys, vnd keyn vnnutzes buch auslassen, so viel vns muglich ist. Also treybt sie der geitz vnd neyd vnter vnserm namen die leute zu betriegen, vnd die vnsern zu uerderben. Es ist yhe eyn vngleych ding, das wyr erbeyten vnd kost söllen dranff wenden, vnd andere söllen den genies vnd wyr den schaden haben.

So sey nu yederman gewarnet fur die postillen von den sechs sontagen, vnd lasse sie vndergehen, ich erkenne sie auch nicht fur die meynen, Denn ym corrigiren mus ich offt selbs endern, was ich ynn meyner handschrifft habe vber sehen vnd vnrecht gemacht, das auff meyner handschrifft exemplar nicht zu trawen ist. Will sie aber ia yemand haben, das er sie doch nach

diesem exemplar bessere vnd corrigire, Man kennet ia vnseren buchstaben wol, darnache man sich richten vnd falsche bücher von den rechten scheyden müge. Wie wol meynnet halben ichs zu friden were, das ich nymer keyn buch dürffte auslassen gehen, Es kostet mich doch eytel mühe vnd erbeyt. Der halben seyt gewarnet meyne lieben drucker, die yhr so stelet vnd raubet, Denn yhr wisset, was S. Paulus sagt zu Thessalonicen, Niemand verforteyle seynen nehisten ym handel, Denn Gott ist recher vber solchs alles. Dieser spruch wirdt euch auch eyn mal treffen. Auch so werdet yhr solcher reuberey nichts reycher, wie Salomo spricht, Im hause des gotlosen ist eytel verschleyssen, Aber des gerechten haus wird gesegenet. Vnd Esaias, Der du raubest, was gillts, du wirst wider beraubt werden. Solt nicht ein drucker dem andern aus Christlicher liebe eyn monden odder zween zu gut harren, ehe er ym nachdrucket? Solls aber yhe gegeyzt seyn, vnd wyr deutschen doch bestien seyn wöllen, so geytzt vnd tobet ymer hyn, nicht ynn Gots namen „Das gericht wird sich wol finden.“ Gott gebe besserung ynn der zeyt. Amen.“

Bezüglich der Textrezension seiner Schriften behielt Luther so lang er lebte freie Hand, obgleich Lufft durch einen besonderen Schwur lediglich der Zensur der Universitäts-Professoren unterlag. Dieser sogenannte Buchdruckereid lautete:

„Ich Hannss Lufft, Buchdrucker in Wittenberg, schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eid, dass ich ohne die verordneten Professoren hiesiger Universität kein Buch oder Schrift noch einige Schmäh- oder andere verbotene Schriften drucken oder durch die Meinigen heimlich oder öffentlich drucken lassen, und hierunter und sonst allenthalben mich der publizierten Buchdruckerei-Ordnung gemäss bezeigen wolle. So wahr mir Gott helfe und sein heilig Evangelium.“

Dass Lufft als Luthers Verleger ebenfalls exkommuniziert und sein Name auf den Index gesetzt wurde, verhinderte die Wittenberger nicht, ihn in das städtische Ratskollegium und sogar, neben dem Maler Lukas Cranach dem jüngeren, zum Bürgermeister zu wählen. Seine Wohnung mit Offizin befand sich in der „Bürgermeisterstrasse", und hier soll er alljährlich auf Gründonnerstag mit seinen Freunden eine feierliche Mahlzeit veranstaltet haben, zur Erinnerung an den beendigten Bibeldruck und „um die Heftigkeit des ihm drohenden Höllenfeuers zu dämpfen".

Durch die erwähnten Umstände begünstigt, dehnte sich aber das Lufftsche Unternehmen nach und nach derart aus, dass sein Inhaber nicht nur für auswärtige Gelehrte, wie z. B. den Berliner Stadtphysikus Matthias Flaccius (Fleck), Druckaufträge ausführen, sondern auch zur Errichtung von Zweiggeschäften schreiten konnte. Eine solche Filiale soll angeblich in Marburg in Hessen bestanden haben, weil 1528 zwei englische Drucke: „The obedience of a cristen man" und „The parable of the mammon" Luffts Firma und Marburg als Druckort angeben, doch diese Bezeichnung scheint eine fingierte zu sein, denn die Existenz einer Marburger Filiale lässt sich weiter nicht nachweisen. Dagegen existierte eine Filiale Luffts in Königsberg, wo sein Schwiegersohn, der herzogliche Leibarzt und Professor Dr. Andreas Aurifaber, wirkte. Lufft erschien hier im Spätsommer 1547, mit Empfehlungsschreiben an den Herzog Albrecht von Preussen und den akademischen Senat versehen, zum Besuche der Seinigen und liess sich durch die Zusage einer dauernden Beihilfe bewegen, neben der bereits bestehenden Weinreichschen Druckerei eine zweite anzulegen. Wie Karl Lohmeyer in seiner trefflichen Studie („Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" Bd. 18, 1896) mitgeteilt hat, ward Lufft, „der

eine ganze vollständige Druckerei mit vielerlei Schriften und sonst aller anderen Zubehörung allher und in Gang gebracht habe", am 1. Mai 1549 auf drei Jahre ein jährliches Dienstgeld von 100 Mark preuss. nebst einer freien Wohnung verschrieben. Diese lag „bei dem heiligen Kreuz" an dem zum Rossgarten führenden Thore. In dem Lufft erteilten Druckerprivileg vom 29. Mai 1549, wohl dem ersten seiner Art für das Herzogtum Preussen, erklärte der Herzog u. a.: „Weil wir dann hierbei bedenken und erwägen, solche Druckerei, da sie bei Würden erhalten werden soll, etlichermassen mit Begnadigung und Freiheiten bedacht sein will, so begnadigen und befreien wir die gemeldete Offizin . . . dieser Gestalt und also, dass in derselben nach Uebersehung und Erwägung der Personen, die wir uns jederzeit dazu zu ordnen vorbehalten, alles, was in der (Hoch-) Schule zu Königsberg von neuem gemacht, daneben alle anderen Bücher, welche zur Erhaltung der Schulkünste dienlich, und alles mit der obgedachten verordneten Vorwissen, gedruckt werden soll. Damit Lufft sich aber auch derselben Nutzbarkeit zu trösten und zu freuen habe, so sollen aus derselben Offizin gemeines Drucks allewege 6 Bogen für einen preussischen Groschen gegeben werden. Hierbei . . befehlen wir, dass hiefür die Bücher, welche allhier in unser Fürstentum bei Verlust der Bücher und Vermeidung unserer ernsten Ungnade geführt werden sollte, doch sollen die freien Jahrmärkte zu halten unverboten sein." Demgemäss wurden alle Beamten angewiesen, „dem frevelhaften Uebertreter ohne Widerrede, er sei fremd oder Inländer, die Bücher zu nehmen" und am Schlusse fand sich noch folgender Vorbehalt: „Würde sich dann auch begeben, dass vielleicht uns solche Druckerei länger zu halten ungelegen oder vielleicht Hans Lufft beschwerlich gefallen wollte, so soll zu derselben Zeit diese unsere

Begnadigung wiederum an uns zu nehmen uns bevorstehen."

Luffts Königsberger Druckerei war also wohl als eine herzogliche, von der Universität unabhängige, Anstalt zu betrachten; der Bibeldrucker übertrug, nachdem er sie vollständig eingerichtet hatte, ihre Verwaltung seinem Schwiegersohn Aurifaber. und kehrte dann einstweilen nach Wittenberg zurück. Die zwei ersten Königsberger Drucke Luffts erschienen bereits unterm 14. Juli 1549, doch das junge Unternehmen entsprach nicht den hochgespannten Erwartungen des Herzogs, und verschiedene Umstände, wie die im Sommer 1549 in Königsberg wütende Pest und der Tod von Aurifabers Frau, sowie dessen baldige Wiedervermählung mit einer Tochter Osianders, wirkten hemmend auf seine weitere Entwicklung ein.

Im Januar 1550 scheint die Druckerei in die Räume der Universität verlegt worden zu sein, da den noch vorhandenen Drucken aus jener Periode neben der Bezeichnung „in Officina haeredum Johannis Lufftii" gewöhnlich noch die Bemerkung „in Academia Regiomontana" beigefügt ist. Nach dem Tode seiner Tochter begab sich der Bibeldrucker zum Ordnen der Verhältnisse seiner Enkel nochmals nach Königsberg, aber die so gnädige Gesinnung des Herzogs gegen Lufft verwandelte sich schon im nächsten Jahr in das Gegenteil, damals schrieb der Herzog sehr unwillig an den akademischen Senat, man möge Lufft dazu anhalten, dass er seine Schuldigkeit thue, denn er selbst wolle sein Geld nicht vergebens hergegeben haben „und wäre je billig, weil Hans Lufft die Nutzung der Druckerei hat, dass er sie auch verlegen helfe".

Als nach 4 Jahren — im Mai 1553 — der Königsberger Betrieb eingestellt wurde, liess der Herzog zwar die Lufftsche Presse mit Beschlag belegen, bewahrte

aber dennoch dem Wittenberger seine Gunst und gab ihm junge Leute, die der Fürst dort studieren liess, in Kost und Wohnung, auch besorgte Lufft zuweilen Büchereinkäufe für den Herzog (so im Jahre 1554 für 72 Mark),

Luffts Bild und Druckerzeichen.
Aus Roth-Scholtzius, Icones Bibliopolarum . . . Norimberg. 1726.

und druckte auf dessen Wunsch sogar 1559 die grosse Pergamentbibel mit Illustrationen von Lukas Cranach.

Aehnlich der Georg Rhauschen Offizin in Wittenberg war auch die Lufftsche dort zugleich eine Bildungsstätte für zukünftige evangelische Geistliche, und Georg Buchwald („Archiv für Geschichte des deutschen Buch-

handels“ Bd. 19, 1897) nennt die folgenden „Druckgesellen“, welche aus ihr in's geistliche Amt übergetreten sind: 1539 Wolfgang Kress, 1540 Peter Stumpf, 1543 Nikolaus Horn, 1544 Valentin Craenest, 1546 Michael Wirtt, 1549 Johann Heselein, 1553 Andreas Sandow und endlich 1574 Christoph Walter, der mit Bezug auf seinen Berufswechsel in einem der Wittenberger Ordiniertenbücher erklärt, dass er „zu Wittenberg in des Erbarn und weisen Herrn Bürgermeisters Hanss Luffts Druckerey Corrector gewesen, die ganze Biblia oft durchaus und auch von Jugend auf des Ehrwürdigen Herrn Doctoris Martini Lutheri Bucher gern und mit Vleis gelesen. Weil aber die Druckereien sehr abnahmen“, setzt er hinzu, „ist mir von vielen gutherzigen frommen Leuten gerathen, dass ich mich sollte zum Kirchendienst begeben“.

Lufft, der mit seiner Frau Dorothea die an Aurifaber verheiratete Tochter als einziges Kind besessen hatte, starb im hohen Alter von 89 Jahren am 2. September 1584 und mit ihm erlosch auch seine Druckerei. Sein Druckerzeichen war ein von zwei Händen gehaltenes Schwert, von zwei in die eine Hand beissenden Schlangen umringelt, mit einem Herzen an der Spitze. Auf seinen Postillen, letzten Bibeln und Neuen Testamenten, befindet sich gewöhnlich ein Kruzifix nebst den zwei Bildnissen, entweder des Kurfürsten Johann des Beständigen, oder dessen Sohnes Johann Friedrich, und auf der anderen Seite das des betenden Reformators.

Besonderen Dank schulden die Jünger und Verehrer Gutenbergs dem Bibeldrucker, war er es doch, der mit anderen Meistern und Gesellen zu Wittenberg im Jahre 1540 die erste Jahrhundertfeier der Erfindung der Typographie beging. Es wurde dazu der 24. Juni als Namenstag des Erfinders bestimmt, und das Jahr 1540, wahrscheinlich auf Grund einer, allerdings irrtümlichen, Angabe der Kölner Chronik.

10. Aldus Manutius in Venedig.

Die ersten Buchdrucker, welche in Italien die Typographie eingeführt haben, waren die Deutschen Konrad Sweynheim aus Schwanheim am Main (zwischen Mainz und Frankfurt) und Arnold Pannartz aus Prag. Auf Veranlassung des Kardinals Johann Torquemada zogen sie um das Jahr 1464 über die Alpen und errichteten in dem Benediktinerkloster Subiaco bei Rom, wo unter den Mönchen Landsleute von ihnen weilten, eine Druckerei, die sie später nach der ewigen Stadt verlegten. Am 30. September 1465 verliess bereits ihre Offizin ein 216 Seiten starker Band: „Cicero, de oratore", und diesem folgten bis zum Jahre 1472 über 12000 Bände verschiedenen Inhalts. Dennoch hatten diese wackeren „Pioniere der Kultur" beständig mit Not und Sorge zu kämpfen und kamen auf keinen grünen Zweig, ja es stellte sich sogar bald in zahlreichen Nachfolgern eine beträchtliche Konkurrenz ein. Aber auch Italiens berühmtestem Typographen, *Aldus Manutius,* war ein ähnliches Los beschieden.

Manutius wurde 1450 in Sermonetta bei Velletri in der Nähe Roms geboren. Sein Taufname Aldus (italienisch Aldo) blieb der typographische Familienname, Manutius (italienisch Manuzio, Manuzzi und Manucci) erscheint nur selten, gewöhnlich nannte Aldus sich Aldo Pio, nach seinem Zögling, dem Fürsten Alberto Pio von Carpi. Seit 1503 lautet der volle Name:

Aldo Pio Manuzio Romano oder Aldus Pius Manutius Romanus.

Aldus genoss eine Gelehrten-Erziehung, studierte in Ferrara und Rom, wirkte dann als Erzieher in fürstlichen Häusern und erlernte, bereits im Mannesalter, unter Guarinis aus Verona Leitung, noch das Griechische. Unterstützt durch die Familie seines Schülers, des Fürsten von Carpi, legte Aldus im Jahre 1489 zur Hebung der humanistischen Studien eine „gelehrte Buchdruckerei“ in Venedig an. Die Lagunenstadt, als gewaltige Förderin von Handel, Kunst und Wissenschaft, schien ihm dazu der geeignetste Ort, und so liess er hier zwischen 1488—1489 sich nieder. „Ich habe“, sagte er schon zu jener Zeit von sich, „das Gelübde gethan, mein Leben dem öffentlichen Wohle zu weihen. Einem ruhigen Dasein habe ich ein arbeitsames und bewegtes vorgezogen. Der Mensch ist nicht dazu geboren, sich den einer edlen Seele unwürdigen Genüssen hinzugeben, sondern sich ehrenvollen Arbeiten zu widmen. Ueberlassen wir der gemeinen Herde die niedrige Existenz! Cato hat das menschliche Dasein mit dem Eisen verglichen: es glänzt, sagt er, wenn man stets thätig ist; allein es rostet, wenn man es nicht gebraucht.“

Das erste von Aldus veröffentlichte Druckwerk mit Datum, Constantin Lascaris griechische Grammatik, erschien 1495. Zwei kleinere undatierte Drucke, Musäus Dichtung „Hero und Leander“, mit griechischem und lateinischem Text, und das griechische Gedicht „Galeomyomachia“ von Theodor Prodomos gingen wahrscheinlich voraus. Da eine griechische Ausgabe des Aristoteles noch nicht vorhanden war, begann Aldus damit, 1495 eine solche herzustellen. Diese Arbeit erforderte drei Jahre und unberechenbare Mühe, Umsicht und Sachkenntnis, war doch der Inhalt von fünf Folianten

aus einer Reihe oft unleserlicher oder verdorbener Manuskripte erstmals festzustellen. Und wie den Aristoteles, so gab Aldus noch eine ganze Anzahl kleinerer Werke heraus, deren Drucklegung gleichfalls sehr schwierig war. Alle diese Werke zeichneten sich aus durch Geschmack, Billigkeit und handliches Format, und lassen heute noch die erstaunliche Schaffenskraft und Leistungsfähigkeit des Meisters bewundern. In 28 sogenannten ersten Auflagen erschienen so bei ihm die ersten Drucke in griechischen Lettern. Nach den griechischen Klassikern wandte sich Aldus den lateinischen zu, und auch hier begann er mit dem Druck einer Grammatik, wozu er diesmal selbst den Text geliefert hatte, wie er auch sonst als Verfasser mehrerer Schriften über Gegenstände der hebräischen, griechischen und lateinischen Linguistik und Grammatik Beachtung verdient. Zur grösseren Verbreitung seiner Presserzeugnisse beschloss Aldus eine Sammluug in Klein-Oktav zu veranstalten. Jedes Bändchen davon sollte ziemlich so viel wie sonst ein Quartband enthalten, und hierzu war natürlich auch eine kleinere Schrift erforderlich. Die Anfertigung der letzteren übernahm sein bewährter Formschneider Franz von Bologna, und damit entstand seine berühmte Cursivschrift, in Form der römischen Kanzleischrift, angeblich nach einem Petrarca-Manuskripte. Mit dieser schrägliegenden, den geschriebenen Buchstaben so ähnlichen Schrift — in Frankreich Italique, in England Italic genannt — wurden anfänglich ganze Bücher gedruckt (wie Lorck ausführt), später aber musste sie der gefälligeren Antiqua weichen und diente nur noch zum Hervorheben einzelner Sätze, sowie zu Randnoten oder als Einleitung. Das im Gegensatze zu den schwerfälligen Folianten und Quartbänden äusserst bequeme Format der Bändchen jedoch erhielt sich und bildete einen der wesentlichsten Fortschritte im Bücher-

wesen. Für seine Cursiv erteilte ihm der Senat von Venedig am 13. November 1502 ein Privilegium auf 10 Jahre, und am 17. Dezember desselben Jahres der Papst ein solches, das von seinen Nachfolgern bestätigt wurde. Aber durch diese, wie durch andere Privilegien blieb Aldus nicht gegen Nachdruck geschützt, namentlich in Lyon fing man schon 1502 an, die „Aldinen" nachzudrucken. Zwar beschwerte sich Aldus in einer gedruckten Warnung über dieses Verfahren und den Nachteil, der seinem Rufe dadurch erwuchs, indem er gleichzeitig die Fehler in den Nachdrucken angab; doch die Lyoner wussten sich zu helfen, sie verbesserten jetzt ihre fehlerhaften Ausgaben und verkauften sie um so leichter als Originaldrucke. Die Aldinen zeichnen sich besonders aus durch vorzügliches Papier und korrekten Druck. Mühlbrechts „Bücherliebhaberei" (2. Aufl. Bielefeld-Leipzig 1898) enthält darüber folgende Stelle: „Es wird erzählt, Papst Leo X. habe sich erboten, jeden Druckfehler, der ihm in den Aldinen nachgewiesen werde, mit Gold zu belegen. Die Sorgfalt des Aldus in der Interpunktion, die gerade bei den alten Klassikern von Bedeutung ist, weil sie zum richtigen Verständnis ihrer Werke viel beiträgt, kann heute noch als Muster für viele Gelehrte gelten. Manche alte Handschrift hat Aldus aus den düsteren Klosterbibliotheken an das Licht gebracht und sich das Verdienst erworben, durch schöne und elegante Druckausführung die Klassiker auch in den höheren Kreisen, bis zu den fürstlichen hinauf, einzubürgern, so dass es zu seiner Zeit schon zum guten Ton gehörte, römische und griechische Autoren, herrlich gedruckt und in kostbaren Pergamenteinbänden, auf Prunktafeln zu zeigen. Die gelehrte Erziehung der italienischen Fürsten hatte zur Folge, dass die Aldinen nicht nur als eine Zierde der Zimmer und Bibliotheken dienten, sondern auch wirklich gelesen wurden."

Mit wahrem Enthusiasmus wurden diese herrlichen Drucke in Gutenbergs Vaterland aufgenommen. Der Humanist Mutianus Rufus (1472—1526) soll vor Freude

Aus Roth-Scholtzius, Icones Bibliopolarum . . . Norimberg. 1726.

geweint haben, als ihm ein Freund von Aldus gedruckte Bücher schenkte. Er und seine Freunde, Urban und Spalatin, legten sich sogar Entbehrungen auf, um Aldinen herbeizuschaffen, welche als Zierde und Schmuck der Buchdruckerkunst gepriesen und wie Schätze aufbewahrt

wurden. Konrad Celtes und Vincenz Longinus feierten den gelehrten Drucker in Versen u. s. w.

Aldus konnte unmöglich seine weitgehenden Pläne allein ausführen, und namentlich in dem Bestreben, die noch sehr spärlich gedruckten griechischen Meisterwerke zu veröffentlichen, fand er die Unterstützung einer Anzahl flüchtiger griechischer Gelehrten. Ein Teil derselben erhielt sogar Wohnung und Verpflegung in seinem Hause, ein anderer bezog Honorar, oder gewährte seine Beihilfe umsonst. Aus diesen und anderen Hilfskräften entstand gegen 1500 eine Vereinigung, die sog. „Aldi Neacademia“. Sie zählte 30 Mitglieder und versammelte sich an gewissen Tagen, ging aber, infolge von Tod oder Wegzug, nach einigen Jahren wieder ein.

Von auswärtigen Gelehrten, die mit Aldus freundschaftliche Beziehungen unterhielten, verdienen Erasmus von Rotterdam und Johann Reuchlin besondere Erwähnung. Mit ersterem freilich, der ihn persönlich aufgesucht hatte, bei ihm drucken liess und ihm Korrekturen besorgte, zertrug er sich später, mit letzterem aber, dem Begründer der griechischen Studien in Deutschland, blieb der Gründer der griechischen Akademie in Italien bis zuletzt verbunden. Reuchlin bezog auch viele Bücher von Aldus, für die er das Geld bar einzusenden pflegte, und 1502 schreibt er einmal dabei: „Eins kann ich Dir nicht verhehlen, zeige Dich mir gegenüber nicht als Händler, sondern als Freund, damit ich mich nicht mehr zu schämen brauche, für Deine Bücher Dir, dem berühmten Kaufmann, mehr zahlen zu müssen, als unseren kleinen Händlern. Denn Deine Konkurrenten geben mir das höhnisch zu verstehen.“ Darauf antwortet Aldus: „Ich wundere mich darüber, dass Du es für möglich hältst, unsere Bücher dort wohlfeiler kaufen zu können, als hier. Denn es ist eine Thatsache, dass sie hier nicht billiger, ja ich kann sagen, dass sie in

Venedig teurer verkauft werden. Ich suche den Grund dafür in dem Kaufmann, welchen Du erwähnst. Er kauft offenbar von unserer Gesellschaft in Venedig im Grossen und erhält usancenmässig die Bücher billiger, damit er bei ihrem Vertrieb etwas gewinnen kann. Ausserdem aber zahlt er nicht bar, sondern wir geben ihm Kredit. Sollte er sich deshalb einbilden, dass ihm die Bücher nichts kosten?“ Uebrigens bot Aldus in einem Briefe vom 28. Oktober 1502 seinem hochverehrten Freund alle im eigenen Verlag erschienenen Werke, die Reuchlin wünschen sollte, zum Geschenk an, und am 23. Dezember 1502 bemerkt er: „Ich kann Dir kaum schreiben, wie glücklich ich darüber bin, dass Du Dich über meine Briefe und meine Arbeit freust. Es ist kein geringer Ruhm, wenn der Kleine dem Grossen zu gefallen vermag. Jenes Lob, zumal wenn es von einem so bedeutenden Manne wie von Dir herrührt, macht mich glauben, dass ich auch einigen Wert besitze.“ Aber auch seitens seiner Landsleute erfreute sich Aldus — entgegen dem bekannten Sprichwort vom Propheten — hoher Achtung und Verehrung, und so häufig und zahlreich erschienen oft seine Besucher bei ihm, dass er zuletzt, ärgerlich über den enstandenen Zeitverlust, eine Tafel in seiner Offizin anbrachte, worauf es in lateinischer Sprache hiess, dass „jeder, wer es auch sei, von Aldus höflich ersucht werde, sein Geschäft so rasch als möglich zu erledigen und sich dann zu entfernen, mit Ausnahme derjenigen, welche ihre Kenntnisse vermehren wollten.“ Da Aldus orientalische Sprachen verstand und besonders des Hebräischen mächtig war, beschloss er, auch eine dreisprachige Bibel mit lateinischem, griechischem und hebräischem Texte zu drucken. Diese Polyglotten-Bibel kam jedoch nicht zur Ausführung, obgleich sie schon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen wurde. Um diese Zeit heiratete Aldus die Maria Asola, eine Tochter von Andrea Torre-

sani aus Asolo, der 1479 Jensons Druckerei in Venedig gekauft hatte. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder; der älteste Sohn, Manutio, ward Priester, der zweite, Anton, pflegte die Wissenschaften und wirkte wesentlich als Buchhändler in Bologna, während der dritte, Paul, geboren 12. Juni 1512, später das väterliche Geschäft übernahm. Der Name einer Tochter ist unbekannt.

Im Jahre 1506 musste Aldus seine Druckerei schliessen und, nachdem er durch den Krieg sein Vermögen grösstenteils eingebüsst, Venedig vorübergehend verlassen. Doch bereits im nächsten Jahre fing er wieder zu drucken an, unterstützt durch eine Geschäftsverbindung mit seinem reichen Schwiegervater. Von 1510—1511 ward seine Thätigkeit abermals unterbrochen und erst 1512 wieder aufgenommen. Bereits 1498 hatte Aldus schon Kataloge mit festen Preisen veröffentlicht, die auch bei ihm nicht als starr feststehend galten. „Der Ladenpreis", bemerkt Hase („Die Koberger", 2. Aufl., Leipzig 1885) dazu, „wurde bald durch das Ersuchen der Gelehrten um billigere Ausgaben und die Gewährung der Bitte durch solche Buchführer, welche billigere Massenkäufe gemacht hatten, gefährdet." Die Antwort des Aldus auf einen derartigen Versuch Reuchlins siehe oben.

Aldus Manutius Druckerzeichen.

Mit rastlosem Eifer und ungeschwächter Kraft betrieb Aldus noch bis zum Jahre 1515 seine Druckerei. Da, Ende Januar, überfielen ihn angeblich nachts beim Nachhausegehen Meuchelmörder, und den hierbei empfangenen Wunden soll er am 7. Februar 1515 erlegen sein. Nach seinem Wunsche sollte sein Körper in Carpi

bestattet werden. An seinem Druckhause (Nr. 2013 bei dem Campo di S. Agostino) liess der Abbé Zenier im Jahre 1828 eine einfache Gedenktafel anbringen.

Sein Sohn Paul übernahm 1533 die inzwischen von Andrea d'Asola geleitete Druckerei seines Vaters und besorgte zugleich seit 1561 den Druck der Kirchenväter in Rom, ihm folgte sein Sohn Aldus der jüngere, unter dem die Druckerei einging, nachdem sie während eines Zeitraums von 100 Jahren über 900 meist vorzügliche Ausgaben griechischer, römischer und italienischer Klassiker geliefert hatte.

Das Druckerzeichen des Aldus, ein von einem Delphin umschlungener Anker, als Sinnbild der mit Festigkeit verbundenen Schnelligkeit, ward, wie die Aldinen selbst, von gleichzeitigen und späteren Druckern nachgeahmt.

11. Johann Froben in Basel.

Berthold Ruppel von Hanau, ein Gehülfe Gutenbergs, brachte nach der Zerstörung von Mainz im Jahre 1462 zuerst die neue Kunst nach Basel. Sie fand in der bereits vorhandenen Papierfabrikation — schon vor 1440 gab es eine Papiermühle vor dem Riehenthor — sowie in der 1460 gestifteten Universität zwei mächtige Förderungsmittel und breitete rasch sich aus. Wissenschaft, Kunst und Technik wirkten dabei so harmonisch zusammen, dass keine andere Stadt eine glanzvollere Frühzeit der Typographie aufweisen kann. Nach dem Hanauer Berthold erschienen als Typographen Basels: Michael Wenssler, Friedrich Biel, Bernhard Richel, Martin Flach, Leonard Agstein, Eberhard Fromolt, Johann Amerbach, Johann Besicken, Peter Koellicker, Johann Meister, Nikolaus Kesler, Jakob von Pforzheim, Leonhard Ysenhut, Michael Furter, Johann Schott und — als der bedeutendste von allen — *Johann Froben.*

Basels berühmtester Buchdrucker stammte aus Hammelburg in Bayern, und nach diesem seinem Geburtsorte nennt er sich auf dem Titel vieler seiner Druckwerke, während das Jahr seiner Geburt — 1460 wird als solches angenommen — nicht ermittelt wurde. Froben kam nach Basel, um sich an der dortigen Universität auszubilden; diesen Zweck erreichte er so vollständig, dass er den wissenschaftlichsten seiner Fachgenossen beigezählt werden muss, hat er doch sogar einen seiner

Drucke mit einer hebräischen Vorrede versehen. Durch seine Bekanntschaft mit Johann Amerbach aus Reutlingen, der in Paris den Grad eines „Magister artium“ erlangt, einige Zeit bei Koberger in Nürnberg als Korrektor sich beschäftigt, und dann zwischen 1475—80 in

Johann Froben.
(Aus Woltmann, Holbein und seine Zeit. Bd. I. 2. Aufl. Leipzig 1874.)

Basel eine Druckerei eröffnet hatte, bekam er Lust zur neuen Kunst. Er trat zuerst in Amerbachs Druckerei ein, erwarb dann 1490 das Basler Bürgerrecht und begann hierauf 1491 eine selbständige, höchst erspriessliche Thätigkeit, die 36 Jahre anhielt und ihm den Ehrennamen eines „Fürsten aller Buchdrucker“ eintrug.

Im Jahre 1500 heiratete Froben die Gertrud, Tochter des gelehrten Basler Buchhändlers Wolfgang Lachner, eines Landsmannes aus Bayern, welcher ihn von da ab namentlich als Korrektor unterstützte. In gleicher Eigenschaft wirkte später auch der grosse Humanist Erasmus von Rotterdam bei ihm. Frobens Bestreben war nicht nur dahin gerichtet, nach Möglichkeit fehlerfreie Ausgaben herzustellen, sondern auch auf eine schöne, zierliche Schrift. Nachdem daher Italiens grösster Typograph, Aldus Manutius, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die damalige plumpe Mönchsschrift durch eine feine Cursivschrift ersetzt hatte, ahmte Froben, als der erste diesseits der Alpen, diese Verbesserung nach.

Sein erstes Druckwerk mit der neuen Schriftart waren die 1513 erschienenen *Adagia* (= Sammlung alter Sprichwörter) des Erasmus, und die Neuerung fand solchen Beifall, dass Froben der „Aldus der Deutschen“ genannt und behauptet wurde, er übertreffe noch sein italienisches Vorbild. Aber auch auf gutes Papier legte Froben grossen Wert; er bezog dasselbe meist aus Lothringen, und einmal, als wegen kriegerischer Unruhen in jener Gegend die Sendung nicht rechtzeitig eintraf, hätte er beinahe den Betrieb einstellen müssen bei seinem starken Verbrauch. Erasmus half noch schnell aus der Papiernot und die enge Freundschaft, welche ihn mit dieser Leuchte der Wissenschaft verband, war seinem Werke auch in anderer Hinsicht von unberechenbarem Nutzen. Bevor noch Froben den Gelehrten persönlich kannte, sprach er schon seine Verehrung für ihn in der Vorrede zu den Adagia aus, worin er ihn „Germaniae decus“ nennt, und mehr noch in dem Begleitschreiben des Buches an die Studierenden. Bald darauf zog Erasmus in Frobens Haus, das er, mit einigen Unterbrechungen, fortan dauernd bewohnte, als treuer Freund, Berater und Mitarbeiter seines Verlegers. Aber auch

„Keiner war würdiger", sagt Woltmann (Holbein und seine Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1874), „die Schriften des grössten Gelehrten Europas herauszugeben, als Froben, der mit Eifer und wahrer Begeisterung sich dieser Aufgabe widmete. Sobald ihre Verbindung begonnen hatte, sah Froben dem Besuch des Erasmus mit Spannung entgegen, und letzterer selbst schildert sehr hübsch sein erstes Eintreffen. Als einen Boten des Erasmus giebt der Fremde sich aus, der in das Haus des berühmten Druckers tritt. Aber er kann die Rolle nicht lange fortführen, man erkennt, dass er derjenige selbst ist, den er verkündet. Froben ist so erfreut darüber, dass er ihn gar nicht wieder fortlässt, und seinen Schwiegersohn nach der Herberge schickt, um das Gepäck zu holen und die Zeche zu bezahlen. In Frobens Hause „zum Sessel" am Fischmarkt muss Erasmus jetzt, und so oft er wiederkommt, wohnen. Und von jetzt an kam er jedes Jahr nach Basel, und von 1521 ab nahm er hier seinen dauernden Wohnsitz."

Bei seiner ersten Anwesenheit in Basel stand Erasmus im 46. Jahre und im Zenith seines Ruhmes. Die höchsten Würdenträger in Staat und Kirche, Kaiser und Könige, ja selbst der Papst, zeichneten ihn aus und suchten ihn an sich zu ziehen. Sie boten ihm Stellen an ihren Höfen und Universitäten an, aber der Gefeierte zog das unabhängige Stillleben im bescheidenen Heim des Basler Druckers äusserem Glanze vor, er blieb ja doch auf geistigem Gebiete die höchste Autorität Europas.

Mit seinem Eintritt beginnt erst die grossartige, umfassende Thätigkeit Frobens, der von nun ab mit 4, später mit 7 Pressen gearbeitet und über 300, meist sehr bedeutende Druckwerke bis an sein Ende geliefert hat. Darunter sind als besonders glänzende Leistungen hervorzuheben: Das erste griechisch gedruckte Neue Testament und die Werke des Hieronymus, beide zum

erstenmal 1516 erschienen und von Erasmus eingeleitet. Namentlich des letzteren Werke fanden bald reissenden Absatz; so waren von seinem im März 1515 durch Froben vollendeten „Encomium Moriae“ im April bereits 1800 Exemplare verkauft und nur 60 noch auf Lager. Die fördernde Verbindung zwischen Verfasser und Verleger erweckte naturgemäss den Konkurrenzneid, so dass sich Erasmus in einem Briefe vom 21. Juni 1524 an Pirkheimer bitter darüber beklagt, aber auch Froben selbst litt unter der Missgunst seiner Kollegen. Aus diesem Grunde wohl hat er in mehreren seiner Bücher seinem gewöhnlichen Druckerzeichen das Bild der Verleumdung nach Lucians Schilderung beigefügt. Aber nicht nur mit ohnmächtigem Neid hatte Froben zu kämpfen, sondern auch mit solchen Feinden, die ihm wirklichen Schaden verursachten, mit den Nachdruckern. Ebenso war er, als Luthers Ruhm aufstieg, durch sein Verhältnis zu Erasmus gehemmt, Schriften des Reformators zu verlegen. So blieben die Werke Luthers, die vorzugsweise verlangt wurden und alle anderen in den Hintergrund drängten, von seiner Druckerthätigkeit ausgeschlossen, während sein Kollege Petri in Basel dieselben nachdruckte.

Trotz aller Mühe erwarb Froben kein Vermögen, denn die Ausgaben für seine Drucke, und besonders für deren sorgfältige Korrektur, waren zu gross. Als Korrektoren wirkten, ausser Erasmus, noch Frobens Schwiegervater Wolfgang Lachner, sowie Markus Heiland, der reformierte Theologe Wolfgang Musculus und der Humanist Oecolampadius, ferner für's Hebräische und Griechische: der schweizer Kirchenreformator Pellican, der Humanist Rhenanus und der Reformator Capito. Zu den Titeln liess sich Froben meist Zeichnungen von Hans Holbein dem jüngeren und Urs Graf liefern. Holbein erhielt bald nach seiner Ankunft in Basel Ar-

beit für die Druckerei, indem er Holzzeichnungen zur Druckausstattung von Büchern anfertigte. Knackfuss („Hans Holbein der Jüngere", 2. Aufl., Bielefeld-Leipzig 1896) sagt darüber: „Eine mit Hans Holbeins Name

Die Narrheit vom Katheder steigend.
Aus Holbeins Randzeichnungen zu Erasmus Lob der Narrheit.
Gedruckt bei Froben 1514.

bezeichnete Titeleinfassung (Renaissancegehäuse mit Putten und Tritonen) erscheint in den Ausgaben verschiedener Bücher aus dem Jahre 1515. Von 1516 an kommen verschiedene Umrahmungen vor, in denen Figurendarstellungen die Hauptsache sind. Ausser ganzen Titeleinfassungen zeichnete Holbein auch einzelne Zierleisten, figurengeschmückte Alphabete und einzelne Buchstaben, ferner auf dem Titel oder am Schluss des Buches anzubringende Verlagszeichen (Signete) nicht nur des Froben, sondern auch anderer Drucker. Frobens Verlagszeichen war ein von zwei Händen gehaltener Merkurstab, auf dessen Knopf zwischen den Köpfen der beiden Schlangen eine Taube sitzt. Auf dem grossen Bücherzeichen (Ex libris) ist das Signet auf einem Schild angebracht, der von Putten in einem

Johann Frobensches Druckerzeichen.

reichen Renaissancegehäuse gehalten wird, leider ist die Schnittausführung mangelhaft.“ Und Woltmann äussert: „Holbeins Randzeichnungen zu dem 1514 bei Froben erschienenen „Lob der Narrheit“ von Erasmus sind besonders charakteristisch.“

Wie im geschäftlichen, so auch im häuslichen Leben stand Erasmus seinem Freunde treu zur Seite. Er ward der Taufpate von Frobens jüngstem, 1515 geborenem Sohne, der deshalb den Namen Johannes Erasmius erhielt. Der Pate selbst pflegte ihn „Erasmiolus“ zu nennen und richtete 1524 an ihn sein Buch der Gespräche. Die beiden älteren Kinder waren Hieronymus, der spätere bekannte Drucker, geboren 1501, und Justina, geboren 1512 und vermählt mit dem Buchdrucker Nikolaus Episcopius. Von Natur war Froben ein kerngesunder Mann, und nur äussere Unfälle beschlennigten sein Ende. Schon 1521 erlitt er einen gefährlichen Fall, erholte sich wieder, bekam darauf eine schlimme Geschwulst am rechten Beine und zwei Finger der rechten Hand wurden ihm steif. Trotz der heftigsten Schmerzen arbeitete der Rastlose weiter und besuchte noch zweimal die Frankfurter Messe. Die Erfüllung eines Herzenswunsches hätte er gerne noch erlebt, wie er oft gegen die Seinen äusserte: die neue Ausgabe des Augustin, den er schon 1506 mit Amerbach und Petri hatte erscheinen lassen, da that er im Oktober 1527 einen zweiten, diesmal tödlichen, Fall, dem er wenige Tage darauf erlag.

Froben war trotz aller seiner Anstrengungen nie zu Reichtum gelangt, wie sowohl aus seinem eigenen Bekenntnisse (im Eingang der 1522 bei ihm gedruckten Schrift Augustins „De civitate Dei“), als auch aus einem Briefe des Erasmus vom 9. August 1531 an Johann Herwagen hervorgeht. Dass er aber eher dürftig, als reich gestorben, daran trug sein löblicher Ehrgeiz die Schuld, nur die schönsten Presserzeugnisse zu liefern,

was einen unverhältnissmässigen Kostenaufwand erforderte. Um so mehr betrachtete es Erasmus jetzt als eine heilige Pflicht, den letzten Wunsch des Freundes zu erfüllen, und betrieb eifrig die Herausgabe des Augustin zum Besten der hinterlassenen Kinder. Seinem Schmerze um den Heimgegangenen aber gab der Ueberlebende wiederholt ergreifenden Ausdruck. In seinem lateinischen Trauerbrief an den Karthäuser Johannes Emstedt aus dem Jahre 1527 sagt er von Froben: „So schlicht und aufrichtig war sein Wesen, dass er sich auf keine Weise hätte verstellen können, auch wenn er es gewollt hätte. Allen Leuten Gutes zu erzeugen, war seine grösste Freude, und selbst wenn Unwürdige von ihm Wohlthaten empfingen, war er dafür froh. Seine Treue war unerschütterlich, und wie er selbst nie Arges im Sinne hatte, so war er auch gar nicht imstande, gegen andere Argwohn zu hegen. Von Neid hatte er gar keinen Begriff, so wenig wie der Blindgeborene von der Farbe einen Begriff hat. Beleidigungen verzieh er, ehe man ihn darum bat, nie blieb ihm ein widerfahrenes Unrecht im Gedächtnis, aber nie vergass er auch die geringfügigste Sache, wenn er jemanden damit eine Gefälligkeit erzeigen konnte. Alle Männer der Wissenschaft sollten nun Trauerkleider anlegen, denn die Studien sind verwaist, sie haben ihren Vater verloren."

Ausserdem widmete ihm Erasmus in den drei Sprachen, in denen Froben Bücher druckte, in der hebräischen, griechischen und lateinischen, je einen ehrenden Grabspruch. Der mächtige Grabstein Frobens ist noch, in der Vorhalle der St. Peterskirche an die Wand gelehnt, erhalten, während seine Gebeine jetzt auf dem Friedhofe vor dem Spalenthor ruhen. In der Nähe der Peterskirche muss auch Frobens Wohnhaus gestanden haben; ob es das Haus zum Sessel war, wo sich später die

Offizin seines Schwiegersohnes Episcopius befand, oder das Haus zum Korb, jetzt der Sitz der Schweighauserschen Druckerei, ist nicht festgestellt.

Das älteste von den 257 Druckwerken Frobens, welche die „Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte“ (von J. Stockmeyer und B. Reber, Basel 1840) verzeichnen, denen ein Teil vorstehender Mitteilungen zu danken ist, war die „Biblia integra“ mit gotischer Schrift von 1491; der erste Druck mit Aldinischer Cursivschrift unter dem Titel: „Erasmi Roterodami Germaniae decoris Adagiorum Chiliades tres ac Centurie fere todidem“ erschien 1513, die erste Ausgabe des Neuen Testamentes in der Ursprache 1516.

Von Bildnissen des Froben lässt sich kein Original nachweisen; wie Woltmann mitteilt, malte Holbein den Erasmus mit seinem Freunde Froben auf zwei mit einander verbundenen Tafeln. Spätere Kopieen davon sollen sich in Hampton-Court befinden, und auch das Bild im Basler Museum wird nur als eine spätere niederländische Kopie betrachtet. Frobens Gesicht, mit übermässig grosser, runder Stirn, spärlichem Haar und breitem Munde, ist nichts weniger als schön zu nennen, zieht aber dennoch an durch den Ausdruck von Gemüt, innerer Zufriedenheit und edler Gesinnung. Nach des Vaters Tod führte sein Sohn Hieronymus, der schon 1520 unter eigenem Namen gedruckt hatte, das Geschäft fort, und Joh. Herwagen, der die Witwe Gertrud heiratete, trat mit seinem nunmehrigen Stiefsohne in Verbindung; dazu gesellte sich 1529 noch als dritter Nikolaus Episcopius. Diese Verbindung blieb bis zum Austritte Herwagens 1531 bestehen. Auch das innige Verhältnis des Vaters zu Erasmus setzte nun der Sohn fort, gern erging sich der bewährte alte Freund in dem Froben'schen Garten in der Malzgasse, und in Frobens gastlichem Hause schloss auch der Siebzigjährige 1536 sein helles Auge

für immer. Hieronymus, dessen Druckerei im Haus zum Luft betrieben wurde, war vermählt mit Barbara, Tochter des Bürgermeisters Brand, und besass zwei Söhne, Aurelius und Ambrosius, beide ebenfalls Drucker, sowie eine Tochter Anna, welche später den Ratsherrn Hans Ludwig Meyer, einen Bürgermeisterssohn, zum Gatten nahm. Hieronymus starb 1563 und liegt im Münster begraben.

12. Christoph Froschauer in Zürich.

Als frühester Züricher Druck gilt ein vom Rate erlassenes Mandat vom 6. Januar 1504 und als älteste Typographen der Stadt werden Hans am Wasen, der 1508 einen Kalender, und Hans Hager, der seit 1520 mehrere Schriften Zwinglis druckte, bezeichnet.

Zürichs bedeutendster Frühdrucker bleibt aber *Christoph Froschauer*, oder, wie er selbst sich öfters unterschrieb, Christoffel Froschour (auch Froschover und Froschaver). Wahrscheinlich ein Sohn des Augsburger Druckers Johannes Froschauer (1494—1507), stammte er aus Neuburg bei Oetting in Bayern — die Zeit seiner Geburt ist unbekannt — und tauchte 1519 zuerst in Zürich auf, wo er damals das Bürgerrecht erwarb. Der betreffende Eintrag lautet: „Christof Froschauer von Oetting, der Buchdrucker, ist zu Bürger aufgenommen und ihm das (Bürgerrecht) geschenkt von siner Kunst wegen. Aktum. Mittw. vor Martini 1519."

Ob Froschauer schon gleich bei seiner Niederlassung selbständig druckte, ist ungewiss, seine ersten bekannten Presserzeugnisse tragen die Jahreszahl 1521, es sind zwei von dem gelehrten „Lütpriester des gotzhus Einsiedeln" Leo Jud ins Deutsche übertragene Schriften des Erasmus von Rotterdam, die eine „Ein Klag des Frydens", die andere „Ein nutzliche vnderwysung eines Christenlichen Fürsten wol zu regieren" betitelt. Der Reformation eifrig zugethan — der Bern-

sche Reformator Berchtold Haller nennt ihn (1527) ausserdem einen rechtschaffenen Mann — druckte er hinfort fast alle (80) Schriften Zwinglis und gewann so für Zürich die gleiche Bedeutung wie Froben für Basel. Im Jahre 1524 verliess seine Presse die erste

Aus Roth-Scholtzius, Icones Bibliopolarum . . . Norimberg. 1724.

vollständige Schweizerausgabe der Bibel, derselben folgten bis 1564 nicht weniger als 26 verschiedene Bibel-Ausgaben, darunter 16 in deutscher, 5 in lateinischer Sprache. Froschauers wissenschaftliche Bildnng und sein unternehmender Sinn verschafften ihm in der Folge immer grössere Anerkennung und Aufträge. So ging 1535 aus seiner Offizin die erste englische Bibel hervor, welche Miles Coverdale im Auftrage Cromwells übersetzt

und Hans Sebald Beham mit Holzschnitten versehen hatte. Jahrelang besuchte Froschauer regelmässig die Frankfurter Messe. Am 18. September 1526 schrieb er z. B. von dort an Zwingli: „Lieber Meister Ulrich, ich lass üch wissen, dass die sachen wohl stehn zu Frankfurt des Evangeliums halb, auch euer geschriften halb; ich hab auch üwer Bücher vyl eintzig verkaufft gegen lüten, die allenthalb heir darnach geschickt habend", und am 10. Oktober 1534 berichtet er an Vadian über sein „Epitome trium terrae partium" (in Folio und in Oktav gedruckt): „Es möchte üch wunder nemmen, wie es mir zu Frankfurt gegangen wäre mit üweren Büchern, dun ich hieruff zu wissen, dass ich beyder cleyn und gross 2000 hab gen Frankfurt gefürt, daraus acht ich, das ich by 1000 verkauft hab, und wenn sy mir nit nachgedruckt werden, wil ich die ander mess wol abkommen." Ferner schrieb Jesua Maler, der Stiefbruder von Froschauers Neffen, der den Züricher Meister 1551 während der Messe in Frankfurt aufgesucht hatte, darüber sehr bezeichnend in sein Tagebuch: „Am 8. September fuhrend wir von Maynz uff dem Mayn bis gen Frankfurt, die wytberümpte und in allen Landen wolbekante Statt. In derselben fanden wir den ehrenhaften Herrn Christoffel Froschauer, den alten Burger und Truckerherrn vonn Zürich, der hielt uns by ihm uff zehen ganzer Tag in syner Herberg. Und wyl ich im in synen Buchladen nit unnütz war, gar komulich auch frömden Leuten in Latein und Französisch antworten und Bescheyd geben konnt, wolt er mich gar nit von im lassen, bis das die Mess wölt enden. Ich hat übel Zyt mit Bücher uff- und abtragen, konnt nienenhin entrinnen die Statt zu besehen, alsdann in jährlichen Märkten sich mangerley da sehen lässt." Für die damaligen Verhältnisse im Druckgewerbe ist hier auch ein Brief von Interesse, den Froschauer am 18. Januar 1545 an

Vadian nach St. Gallen schrieb und worin es u. a. heisst: „Der chronick halb hat es die gestalt, ich hab ytz sieder (seit) martini den besten maler so yetz bei mir jm huss, gib im alli wuchen 2 gr vnd essen vnd drincken, dut nünt Anderst denn figuren rissen jn chronika“ u. s. w.

Froschauers Offizin befand sich anfangs im Hause „zum Weingarten“, wurde dann 1528 in das leerstehende Barfüsserkloster und endlich, 1551, in das von ihm käuflich erworbene Dominikanerkloster, das ebenfalls unbewohnt war, verlegt. Sein neues Besitztum mit den dazu gekauften Gebäuden nannte er „die Froschau“, welchen Namen es behalten hat. Auf dem dortigen Brunnenhäuschen soll noch bis 1860 sein Insignium gewesen sein. In eines seiner Häuser nahm er flüchtige Gelehrte aus England zu mehrjährigem Asyle auf, ein Beweis für des Druckherrn edle Gesinnung.

So verschiedenartige Wissenszweige Froschauers Druckerthätigkeit umfasste, sein Hauptverdienst bleiben die ebenso schönen wie korrekten Bibelausgaben, welche er in allen möglichen Formaten, von Grossfolio bis Duodez, teils die ganze Bibel, teils einzelne Abschnitte in deutscher, lateinischer und englischer Sprache umfassend, herstellte. Vielbegehrt waren daneben seine Gesangbücher, namentlich das neue Gesangsbüchlein des Konstanzer Pfarrers Johann Zwick, gewöhnlich das Froschauersche genannt. Ausserdem wurden bei ihm gedruckt römische und griechische Klassiker und eine Anzahl kleinerer und grösserer Schriften verschiedenen Inhalts in deutscher Sprache. Anfänglich benutzte Froschauer die Antiquaschrift, später veranlasste er den Schnitt einer an die Schwabacher sich anlehnenden Schrift, liess Vignetten und Initialen anfertigen und verwendete die grösste Sorgfalt auf gute Ausstattung.

Als Druckerzeichen bediente sich Froschauer mehrerer, mit dem Format abwechselnder, Marken, aber alle

enthalten — als Anspielung auf seinen Namen — einen Frosch, und zwar hat das älteste dieser Zeichen in einer architektonischen Einfassung den behelmten Genius auf einem Frosche reitend, in der Linken den Zaum, in der Rechten eine kleine Fahne mit den Buchstaben Cr. Fr.

Froschauers ältestes Druckerzeichen.

haltend; oben in einem Kranze ist der Zürichschild und auf dem Fussgestell die Jahreszahl 1521.

Froschauer war verheiratet, aber kinderlos, und hinterliess bei seinem Tode am 1. April 1564 ein bedeutendes Vermögen. Sein Verlagsverzeichnis weist nicht weniger als 601 Nummern auf. In seinem Geschäft ward er von seinem Bruder Eusebius und dessen Söhnen Eusebius und Christoph getreulich unterstützt. Der leztgenannte Neffe übernahm auch den geschäftlichen Nach-

lass zu sehr vorteilhaften Bedingungen, und führte die Firma noch 20 Jahre lang weiter — während dieses Zeitraums erschienen noch 264 Druckwerke. — Nach seinem Ableben am 2. Februar 1585 wurde das Geschäft noch bis 1590 fortgeführt und dann aufgelöst. Die Druckerei ging an Johann Wolf über, der noch bis 1595 einzelne Werke mit „typis Froschovianis“ gedruckt hat.

Ueber „Christoph Froschauer, erster berühmter Buchdrucker in Zürich“, hat Vögelin 1840 ausführlich geschrieben.

13. Ulrich Gering in Paris.

Waren es die Deutschen Fust und Schöffer, welche die ersten Erzeugnisse der Erfindung Gutenbergs in Frankreich verbreitet haben, so war ebenfalls ein Deutscher, der Badenser Johann Heynlin, an der Einführung der neuen Kunst daselbst hervorragend beteiligt. Heynlin, welcher im Verein mit Fichet die ersten Buchdrucker, die sogenannten „deutschen Brüder" nach Paris berief, stammte aus Stein bei Bretten in der Diözese Speyer, studierte 1452 in Leipzig, und besuchte schon vor 1464 Paris, wo er 1469 Rektor der Universität und Professor an der Sorbonne, der von Robert von Sorbon, dem Hofkaplan Ludwigs des Heiligen, gegründeten Theologenschule, wurde. Vorher soll er sich auch in Mainz aufgehalten haben zu einer Zeit, da Gutenberg noch lebte, konnte also über den Erfinder und sein Werk genauer unterrichtet sein, wenn er auch nicht, wie angenommen wurde, vorübergehend als Korrektor in Fust-Schöffers Druckerei beschäftigt war. Gleichzeitig mit Heynlin befand sich sein Freund und Amtsbruder Dr. Guillaume Fichet, dessen unterm 1. Januar 1472 an Robert Gaguin gerichteter Brief bekanntlich das älteste Zeugnis für Gutenberg enthält, in einflussreicher Stellung an Universität und Sorbonne, und beide Gelehrte hegten den Wunsch, die Typographie, welche sie schätzen gelernt hatten, in Paris, der „Königin der Städte", einzuführen. Sie erhielten 1470 die Er-

laubnis, in den Gebäuden der Sorbonne eine Druckerei einzurichten, und liessen nun die drei Pariser Prototypographen *Ulrich Gering,* Michel Friburger und Martin Crantz, aus Basel kommen.

te intellīgā amari! nullū ego modū offi-
cii mei, aut amori meo in illū faciā. Sed
ne ab ōnibus te desertū esse iudices! ego
(quem forte in numero amicor̄ nō habe-
bas) polliceor tibi operā meā. & (qđ illi
non sine scelere neglexerūt) ego paratus
sum defensionē tuam suscipere. Tu uero
admonebis, quibus adiumentis opus tibi
sit. & ego neq; pecunia, neq; consilio tibi
deero. Vale;

Foelix Epla Gasparini finis;

Vt sol lumen, sic doctrinam fundit in orbem
Natalem nutrix, regia parisius;
Nunc prope diuinam, tu quā germania nouit
Artem scribendi, suscipe promerita;
Primos ecce libros, quos hæc industria finxit
Francorum in terris, adhibus atq; tuis;
Michael Udalricus, Martinusq; magistri
Nos impresserunt, ac facient alios;

Druckprobe aus den Briefen des Gasparino di Bergamo 1470. Herausgegeben von Gering, Friburger und Crantz.

Die beiden ersten, Gering aus Berouünster, im Kanton Luzern, und Friburger, aus Colmar gebürtig, erscheinen 1461 als Studenten der freien Künste an der Basler Universität, wo überhaupt eine ganze Reihe namhafter Drucker studiert, d. h. in der Artistenfakultät

vornehmlich Lateinisch gelernt hat. Manche dieser Studenten waren nach Hartwig („Centralblatt für Bibliothekswesen" 1885) zugleich Buchdruckerlehrlinge. Von dem dritten der „deutschen Brüder", Crantz, der ebenfalls aus Beromünster stammte, wird vermutet, dass er mit jenem Peter Crantz verwandt (wenn nicht identisch) gewesen sei, der im Prozesse Fust's gegen Gutenberg am 6. November 1455 als Zeuge in Mainz vorkommt. Von dem Triumvirat Gering-Friburger-Crantz, das nun, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, in der Sorbonne die erste Druckerei Frankreichs einrichtete, hatte der hervorragendste, Gering, den Grund zu seinen typographischen Kenntnissen vermutlich in Mainz gelegt, und später erst in Basel oder in Paris den Magistergrad erworben. Als erstes Druckwerk gab er nun mit seinen Genossen 1470 die Briefe des Gasparino di Bergamo heraus, dem bald ein rhetorisches Werk Fichets und mehrere Klassikerausgaben mit Kommentaren von Heynlin folgten. Von 1470—1472 erschienen in der Sorbonne-Druckerei zusammen 30 verschiedene Werke auf 1026 Quart- und 1146 Folioblättern. Zum Lobe der drei Drucker aber liess Fichet am Schlusse der Quartausgabe der obengenannten Briefe das folgende Oktastichon (lateinisch) abdrucken:

„Wie die Sonne das Licht, so giessest Du über den Erdkreis
Weisheit, der Musen Hort, königlich stolzes Paris.
So nimm denn hin die Buchdruckerkunst fast göttlichen Ursprungs.
Die uns Deutschland gelehrt, hast ja zumeist sie verdient.
Schaue die ersten Bücher, die dieses Handwerk geschaffen
Uns in fränkischem Land und auch in Deinem Gebiet,
Michael, Ulrich und Martin, dabei die Firmen der Meister,
Haben diese gedruckt, drucken auch andere noch"

und in dem 1471 aus der gemeinschaftlichen Offizin der „deutschen Brüder" hervorgegangenen Drucke von „Phalaridis epistolae" preist sie der Dr. med. Erhard Winds-

berg zu Paris in einem Epigramme, das, ebenfalls in Uebersetzung, lautet:

„Hast, Alemannien, auch Unsterbliches mehr Du geschaffen,
Hast Du, glaube ich, doch Grösseres niemals erzeugt,
Als dass mit emsigstem Fleiss die Druckerkunst Du hast gestaltet,
Eine fast göttliche Kunst, mehrend der Studien Gebiet.
Lebe Du glücklich auf ewig, Du Michael und auch Du Martin,
Ulrich, lebe Du auch, Ihr habt das Werk hier gedruckt.
Eurem Erhard jedoch entziehet nie eure Liebe,
Ihm, der für immer verschloss treu Euer Bild in der Brust."

Im Jahre 1472 verliess Gering mit seinen Genossen die Räume in der Sorbonne, aus denen ihre beiden Gönner Heynlin und Fichet geschieden waren, und verlegte die gemeinschaftliche Werkstatt nach der rue St. Jacques in die „goldene Sonne", wo sie eine Reihe wichtiger Drucke, darunter 1475 eine Ausgabe der „Biblia latina vulgata" veranstalteten. 1478 kehrten Crantz und Friburger nach Deutschland zurück, Gering aber, der, gewarnt durch das Beispiel von Schöffers Faktor in Paris, inzwischen die Naturalisation in seinem Adoptiv-Vaterlande erworben hatte, wurde nun zum *ersten Buchdrucker* in Paris und Frankreich ernannt. Von 1478—1479 druckte er dann allein, hierauf bis 1481 in Gemeinschaft mit Georg Maynyal, und von 1484—1508 mit Berthold Remboldt aus Strassburg. Für seine Druckwerke gebrauchte Gering zuerst eine, der römischen Type Jensons ähnliche, Antiqua-Schrift, später benutzte er die allgemein beliebte gotische Type, die den Namen „Allemand", oder auch, nach den abgebrochenen Ecken, „lettres de forme" erhielt. Gering starb am 23. August 1510 in Paris; vorher hatte er fast sein ganzes bedeutendes Vermögen den beiden Anstalten vermacht, denen er so manche Förderung dankte, der Sorbonne und dem Collège in Montaigu, zur Unterstützung bedürftiger Studenten. Der Anteil, welcher

der Sorbonne aus diesem Vermächtnisse zufiel, belief sich auf 8500 Livres, ohne die Druckerei und andere

Gerings Büste. Aus Philippe, Origine de l'imprimerie à Paris, 1885.

Mobilien, und diente für acht Stipendien, darunter vier für Doktoren der hl. Schrift.

In Anerkennung von Gerings grossen Verdiensten wurde seine von J. Daumas gefertigte Büste in der Vorhalle der Bibliothek Ste-Geneviève zu Paris aufgestellt. Den beiden Gelehrten aber, welche Gering und seine Genossen nach Paris berufen und dadurch die Buchdruckerkunst in der französischen Metropole eingeführt hatten, Heynlin und Fichet, setzte einer ihrer Nachfolger, der Bibliothekar der Sorbonne, Chevillier, ein litterarisches Denkmal, indem er 1694, in seiner Studie über den Ursprung der Typographie in Paris, von ihnen sagte: „Diese sind die illustren Urheber der Buchdruckerkunst in Paris, dessen erste Druckerei dem weisen Plane zu danken ist, welcher von jenen beiden Gelehrten, den besten und hervorragendsten des Kollegiums, im Hause der Sorbonne entworfen und in's Werk gesetzt wurde zum grössten Vorteil der Schriftsteller wie der Studenten der Universität."

14. Robert Etienne in Paris.

Der hervorragendste Drucker Frankreichs im ersten Jahrhundert der Typographie entstammte der berühmten Druckerfamilie *Etienne* (auch Estienne) oder, nach damaligem Umwandlungsbrauch, Stephanus genannt. Begründer der Familie und ihres Ruhmes war Heinrich Etienne, geboren um das Jahr 1460 als Spross eines vornehmen provençalischen Geschlechtes. Ueber seine Lebensgeschichte ist wenig bekannt, seit 1500 arbeitete er mit dem deutschen Buchdrucker Wolfgang Hopyl in Paris zusammen, und das erste Werk, welches beider Namen als Drucker nennt, ist vom Jahre 1501, das nächste aber, eine abgekürzte Ethik des Aristoteles von Clichtoveus, mit Einleitung von Lefèvre d'Estaple, erschien bereits 1502 mit Heinrichs alleinigem Namen. Im ganzen hat Heinrich ungefähr 130 Ausgaben, meist Folianten, veröffentlicht, von denen (nach Lorck) einige in Gemeinschaft mit anderen Druckern, oder für fremde Rechnung, 107 aber von ihm allein ausgeführt worden sind. Der Inhalt dieser Bücher war fast ausschliesslich theologischer oder philosophischer Art. Heinrich starb im August oder September 1520 und seine Witwe heiratete ein Jahr später Simon de Colines (Colinäus), der vermutlich vorher schon Geschäftsteilhaber gewesen war, und jetzt die Etiennesche Druckerei übernahm. Er vermehrte den Typenvorrat durch eine von ihm selbstgeschnittene Cursivschrift und den Verlag durch eine schöne Klassikerausgabe.

Von den drei hinterbliebenen Söhnen Heinrichs, die alle Buchdrucker oder Buchhändler wurden, erwarb der zweite, 1503 zu Paris geborene, Sohn *Robert* den grössten Namen, wie ihm auch vermöge seiner Bildung, seiner

Nach Theodoor Janson ab Almeloveen, de artis Stephanorum . . . Amstelaedami 1688.

Hingebung und Tüchtigkeit, der erste Rang unter den französischen Typographen seines Jahrhunderts gebührt. Seine zahlreichen Ausgaben, durch die er bestrebt war, die litterarischen Denkmale der Griechen und Römer in Frankreich zu verbreiten, übertreffen manchmal in

Bezug auf Korrektheit und typographische Ausführung sogar diejenigen des Aldus Manutius in Venedig.

Auch über Roberts Vorleben fehlen genauere Angaben, wahrscheinlich weilte er im Elternhaus und arbeitete anfangs mit seinem Stiefvater. Später vermählte er sich mit Perette, einer der drei Töchter des angesehenen Pariser Buchdruckers Jodocus Badius aus Asch bei Brüssel, die eine so gelehrte Erziehung genossen hatte, dass sie fliessend lateinisch sprach. Hierdurch, sowie durch den häufigen Besuch von Gelehrten, ward in Roberts Haus (in dem auch Franz I. und Margareta von Navarra wiederholt vorsprachen) das Lateinische förmlich und bis zu den Dienstboten herab zur Umgangssprache. Nach dem Tode von Perette, die ihrem Gemal 8 Kinder geboren hatte, heiratete derselbe 1550 Margareta Duchemin.

Während Roberts Druckerthätigkeit von 1526—1559 gingen über 600 Werke aus seiner Offizin hervor, darunter zahlreiche Elementarbücher zum Studium der alten Sprachen und gediegene Klassiker-Ausgaben. Ausserdem veröffentlichte er die heiligen Schriften mit lateinischem, griechischem und hebräischem Text, sowie 1532 eine lateinische Bibel, für die er ganz neue, ihrer Schönheit wegen bewunderte, Typen herstellen liess. Diese Bibel aber zog ihm wegen der darin angebrachten Berichtigungen die Verfolgung der Sorbonne zu, und nur König Franz I. vermochte ihn gegen die Anfeindungen dieser Pariser Theologen-Fakultät zu schützen, nachdem Robert versprochen hatte, ohne Zustimmung der letzteren keine religiösen Schriften mehr zu drucken. Die glänzendste Leistung seiner Offizin war jedoch die Herausgabe eines lateinischen Sprachschatzes, des „Thesaurus linguae latinae“, der 1532, nach zweijähriger mühevoller Arbeit, erschien. Da die Sprachforscher, welche Robert für dieses Lexikon gewinnen wollte, vor den vielen Schwierig-

keiten zurückschreckten, führte er selbst, nur von dem Gelehrten Joh. Thierry unterstützt, das riesige Unternehmen zu Ende, und so gross war der Erfolg, dass schon 1536 eine zweite verbesserte, und 1543 eine dritte Auflage nötig wurde.

Am 24. Juni 1539 — Robert begann um diese Zeit mit dem Druck seiner hebräischen Bibel — ernannte ihn sein Fürst zum königlichen Buchdrucker für die lateinischen und hebräischen, und 1545 auch für die griechischen Schriften. Vor ihm war bereits Konrad Néobar (1538–40) königlicher Drucker für das Griechische gewesen, mit einem Jahresgehalt von 100 Goldthalern und fünfjährigem Schutz gegen Nachdruck. Die für die königliche Druckerei erforderliche Schrift sollte ursprünglich Claude Garamond herstellen, doch Néobar starb nach 2 Jahren, und so übernahm Robert auch dessen Obliegenheiten und liess die Zeichnungen zur Schrift von seinem eigenen, damals erst 15jährigen, Sohne im Verein mit dessen Lehrer, dem berühmten Kalligraphen Angelus Vergecius (= Ange Vergece) herstellen. Für die hebräische Bibel lieferte ausserdem der berühmte Schriftschneider und Schriftgiesser Wilhelm le Bé das Typenmaterial. Trotz dieser und anderer Erfolge, und trotz der Gunst seines Königs, fühlte sich aber Robert durch die fortgesetzten Angriffe der Sorbonne so beunruhigt, dass er 1551 nach Genf übersiedelte, um dort, als Anhänger der neuen Glaubensbewegung, reformatorische Werke ungestört drucken und seine Bibelausgaben fortsetzen zu können. Gegen seine Pariser Widersacher veröffentlichte er nun eine scharfe Rechtfertigungsschrift, die Genfer aber nahmen den freisinnigen Mann unentgeltlich als Bürger auf. Dass Robert bei seinem Wegzug von Paris die griechischen Typen mit nach Genf genommen hatte, ward dem „königlichen Drucker“ zum Vorwurf gemacht, aber mit Unrecht. Diese Schriften

— Roberts Enkel Paul hatte sie dem Genfer Rat verpfändet — wurden im Jahre 1621 um 3000 Livres von der französischen Regierung gekauft, und befinden sich seit 1774 in der Pariser Staatsdruckerei.

Auch Roberts Genfer Thätigkeit war eine sehr umfassende und fruchtbare; so ist er der Verfasser einer höchst klaren und einfachen französischen Grammatik, die er 1557 veröffentlicht, und die sein Sohn Heinrich ins Lateinische übertragen hat, um auch anderen Nationen das Erlernen seiner Muttersprache zu erleichtern. Noch mit den Vorarbeiten zu einem griechischen Wörterbuch beschäftigt, ereilte ihn am 7. September 1559 der Tod. In seinem Testamente befahl Robert seinen Kindern zur reformierten Kirche überzutreten, und enterbte seine Söhne Robert und Karl, weil sie unfolgsam beim alten Glauben verharrten und ohne seine Zustimmung geheiratet hatten. Zum Universalerben setzte er seinen gehorsamen Sohn Heinrich ein, mit dem Auftrage, über die Erziehung seiner Geschwister zu wachen.

Der Tod seines ausgezeichneten Vaters schmerzte Heinrich so tief, dass er schwermütig ward. In einem seiner zahlreichen lateinischen und griechischen Verse auf seinen Vater lässt er diesen sagen: „Klein von Körper, hatte ich ein grosses Herz, und so viel ich handelte, so wenig sprach ich davon," und in einem anderen: „Die Arbeit, welche alle Menschen bezwingt, ward von Robert Etienne bezwungen." Sein italienischer Rivale Aldus Manutius aber sagte von ihm, dass in der Sorge und dem Eifer für die Korrektur und Veröffentlichung der alten Klassiker niemand dem Robert Etienne gleichkomme.

Seine Züge, in denen sich Beharrlichkeit ausdrückt, geben verschiedene Porträts aus damaliger Zeit wieder. Als Emblem nahm Robert 1526 den Oelbaum an, der in seinem mütterlichen Familienwappen enthalten, und noch

hundert Jahre später an seinem Hause zu sehen war. Seine Offizin befand sich in der rue Saint-Jean-de Beauvais.

Von Roberts Brüdern war der ältere, Franz, wahrscheinlich nur Buchhändler, während der jüngere, Karl, als tüchtiger Arzt, geschickter Buchdrucker und ausgezeichneter Gelehrter sich hervorthat. Er übernahm bei seines Bruders Wegzug nach Genf dessen Pariser Offizin

Robert Etiennes Druckerzeichen.

bis zum Jahre 1561 und lieferte eine Reihe guter Ausgaben. Nebenbei übte Karl noch seinen ärztlichen Beruf aus; er starb 1564 im Gefängnis, wo er, nach einigen wegen seiner religiösen Ansichten, nach anderen Schulden halber, sass.

Von den 8 Kindern Roberts ging nach dem Tode des Vaters das Genfer Druckhaus auf seinen Sohn Heinrich über, mit dem dessen enterbter Bruder Robert dennoch in gutem Einvernehmen blieb. Heinrich Etienne, geboren im Jahre 1528 und gründlich unterrichtet, nament-

lich im Griechischen, das er so schön wie sein Lehrmeister Angelus Vergecius schrieb, studierte ausserdem Mathematik und Astrologie. So vorbereitet, unterstützte er seinen Vater bei dessen litterarischen Arbeiten, bereiste dann Italien, England und Flandern, und eignete sich dabei noch das Italienische und Spanische gründlich an. Als Typograph oder „Typographus Parisiensis", wie er sich nannte, setzte er mit grosser Energie das väterliche Unternehmen fort und gab sogar 1572 den von dem Vater geplanten „Thesaurus linguae graecae" als bleibendes Denkmal seiner Druckkunst heraus. Obgleich Heinrich anfangs von der Familie Fugger unterstützt wurde — daher auch seine Bezeichnung als „Fuggerorum Typographus" — überstiegen die Druckkosten doch allmählich seine Kräfte, er geriet in Not, führte fortan ein bewegtes Wanderleben, und starb im März 1598 im Spital zu Lyon.

Heinrichs jüngster Bruder Franz war mit seinem Vater nach Genf gekommen und dort wissenschaftlich ausgebildet worden. Er trat zum Protestantismus über und betrieb bis 1582 in Genf eine Druckerei.

15. Johann von Westphalen in Löwen.

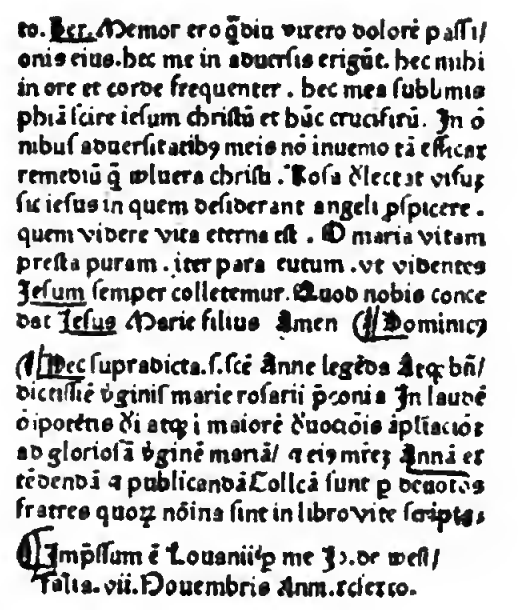
Obgleich lange und bis in die neuere Zeit Theodor Martens zu Alost (Alst) an die Spitze der hervorragendsten Frühdrucker der Niederlande gestellt wurde, gilt heute als der bedeutendste Prototypograph, wenigstens Belgiens, *Johann von Westphalen.*

Johann von Westphalen. Aus: „Breviarium Jo. Fabri super codicem", Löwen (um 1475).

Nach J. Franck, der alles Wissenswerte über diesen Meister nach den besten Quellen zusammengestellt hat („Allgemeine deutsche Biographie", Band 14, 1881), kam Johann — sein Familienname wie sein Geburtsjahr ist unbekannt — zu Hachen (Aken), einem Marktflecken unweit Arensberg in Westfalen, zur Welt. Weil er nicht selten sich „Paderbornensis", oder auch „Johann de Paderborne" unterzeichnete, wird vermutet, dass er in Paderborn seine erste Erziehung genossen habe, die Druckkunst aber lernte er wahrscheinlich in Köln oder Mainz, bevor er sie anderwärts, und namentlich in der Offizin des Deutschen Christoph Waldarfer zu Venedig, ausübte. Als Waldarfer 1472 nach Mailand übersiedelte, wandte sich Johann nach Belgien und liess sich zugleich mit Konrad von Westphalen, Johann Veldener und Konrad Braem, die ebenfalls in Venedig als Drucker gearbeitet hatten, in der Stadt Löwen nieder. Hier fanden die zugewanderten Jünger Gutenbergs sogleich eine sehr

ermunternde Aufnahme, besonders von Seiten der hochberühmten Universität, die damals, ihrer vorzüglichen Lehrkräfte wegen, ausserordentlich stark besucht war und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts über 3000 Hörer aus ganz Europa zählte. Von der fördernden Einwirkung der Typographie auf die Wissenschaft überzeugt, suchte die Leitung der Löwener Hochschule Johann unter vorteilhaften Bedingungen für ihre Zwecke zu gewinnen, ja sie soll ihm sogar, ähnlich wie die Sorbonne zu Paris den „deutschen Brüdern", die erforderlichen Räume für seinen Betrieb zur Verfügung gestellt haben. Ausserdem ernannte die Universität ihn und seine Berufsgenossen zu „akademischen Bürgern", liess Johann bei der Fakultät des kanonischen Rechts 1474 als Mitglied einschreiben (denn nur Mitglieder einer der fünf Fakultäten genossen die Universitätsprivilegien), und verlieh ihm den Titel eines „Magister artis impressoriae". Bevor aber die Druckerei in Löwen eingerichtet war, hielt sich Johann in Alost auf, wo er mit seinem Rivalen, Theodor Martens, zusammen mehrere Werke herausgab, darunter am 26. Mai 1474 des Petrus Hispanus „Textus summularum". Bald darauf begann Johann, nach Löwen zurückgekehrt, in seiner inzwischen gross angelegten Offizin des Petrus de Crescentiis Opus rnralium commodorum zu drucken. Er sagte davon, das Buch sei „litera vera modernata" hergestellt, weil er dabei die kleine, halbgotische (sogen. Venetianer-) Type benutzte, die Seitenzahlen gab er unten an jeder Seite an. Das schöne Werk erschien am 9. Dezember 1474, nnd von diesem Zeitpunkt an entfaltete Johann bis 1496 unausgesetzt eine erstaunliche Thätigkeit und Produktionskraft, unterstützt durch ein zahlreiches Personal. Dass er viele Leute beschäftigt haben muss, geht aus den städtischen Bierlieferungen an ihn und seine Gehilfen hervor, denn als „akademischer Bürger"

genoss er auch hierbei eine Preisermässigung. So bezog er z. B. für sich und seine Gehilfen vom 1. August 1473 bis 30. Juli 1474 „VIII amen (Ohm) hoppe", und in den folgenden Jahren noch weit grössere Quantitäten. Für die Leistungsfähigkeit seines Betriebes, und namentlich für die Schnelligkeit der Herstellungsweise, ist die Thatsache bezeichnend, dass die in seiner Offizin während eines einzigen Jahres (1475) vollendeten Druckwerke mindestens 453 Folioblätter umfassen. Im ganzen verliessen seine Presse nicht weniger als 190 Druckerzeugnisse, worunter die Werke der besten alten und neuen Schriftsteller vertreten sind, während ihm noch weitere 80 Drucke ohne nähere Bezeichnung zugeschrieben werden (das British Museum besitzt etwa 70 Inkunabeln Johanns), gewiss ein glänzendes Resultat für die damalige Zeit.


to. Ber. Memor ero q̃ dñi vulnero dolore paſſi/
onis eius. hec me in aduerſis erigũt. hec mihi
in ore et corde frequenter. hec mea ſublimis
phia ſcire ieſum chriſtũ et hũc crucifixũ. In ó
nibus aduerſitatib9 meis nõ inuemo cã efficax
remediũ q̃ vulnera chriſti. Roſa electa vilus
ſus ieſus in quem deſiderant angeli ꝓſpicere.
quem videre vita eterna eſt. O maria vitam
preſta puram. iter para tutum. vt videntes
Jeſum ſemper letemur. Quod nobis conce
dat Jeſus Marie filius Amen (Dominica
Hec ſupradicta. f. ſcẽ Anne legẽda atq; bñ/
dicendo ỽginis marie roſarii p̃cõia In laudẽ
ỽ ipoꝛtune dñi atq; i maiorẽ deuocõis ampliacõẽ
ad gloriosã ỽginẽ matrã/ q̃ eiꝰ mrez Annã et
tẽdendã q̃ publicandã Collecte ſunt p deuotos
fratres quoꝝ nõina ſunt in libro vite ſcripta.
Impꝛſſum ẽ Louanii ꝑ me Jo. de weſt/
falia. vii. Nouembris Anno. cccc. lxxxvi.

Johannsche Druckprobe
aus „Legenda S. Annae" (7. November 1496).

Wie als Drucker hat sich Johann auch als tüchtiger Schriftgiesser und Holzschneider hervorgethan, seine Holzschnitte sind allerdings einfach und von geringem künstlerischem Werte, seine zierlichen, mehr römischen als gotischen, Typen dagegen wurden vorbildlich in den Niederlanden.

Zu den besten Druckwerken Johanns gehören: Regimen sanitatis Salernitanum (1482), Aeneae Sylvii Epistolae ad amicos (1483), Joh. Gerson Alphabet.

div. amor. (1483), Joann. Junioris Scala coeli (1485) und Petri de Alicio Tract. de imag. mundi (um 1485). Neben diesen und vielen anderen Drucken in lateinischer Sprache sind aber von ihm auch einige höchst seltene in niederdeutscher Sprache erschienen, wie seine lateinisch-vlämischen Glossen und seine Ausgabe des „Kaetspel". Nur noch in je einem Exemplare vorhanden sind: 1) „Hier leeghint ee spiegel der goeden Kerstenen menschen . . ." mit der Unterschrift „Dit boexken ist te loven gheprient/ By meester Jan von Westphalen . . ." (in der Königl. Bibliothek zu Brüssel) ohne Datum, und 2) „Een niewe bouxken . . . Ome te comme tot der minne Jhesu vnde Marien . . . " dazu am Schluss „Gheprint te loeue int huys iohannis Westfalie . . . MCCCC en XC noeber" mit den Reimen:

„Syt Koel van synnen,
Vinrich van minnen,
Van herten oetmoedich,
Want dus wert me salich."

(in der Löwener Universitäts-Bibliothek).

Die Spur von Johanns vielseitiger Thätigkeit verliert sich mit dem Jahre 1496. Von dieser Zeit ab sind keine typographischen Arbeiten mehr von ihm bekannt. Wahrscheinlich zwang Kranksein den unermüdlichen Meister zur Ruhe, und im Januar 1502 — der Tag ist nicht mehr festzustellen — schied er aus dem Leben. Seine Offizin lag in der Ritterstrasse, und wie aus Löwener Gerichtsakten vom Jahre 1483 hervorgeht, war er verheiratet, aber keineswegs in glänzenden Verhältnissen, denn er klagte auf Herausgabe mehrerer Kleidungsstücke, die seine Frau einem Trödler verkauft hatte.

Ob von seinen eingangs erwähnten drei Berufsgenossen in Löwen der erste, Konrad von Westphalen, Johanns Vater, und der dritte, Konrad Braem (1475 bis 1481) eine Zeit lang sein Mitarbeiter gewesen, wie

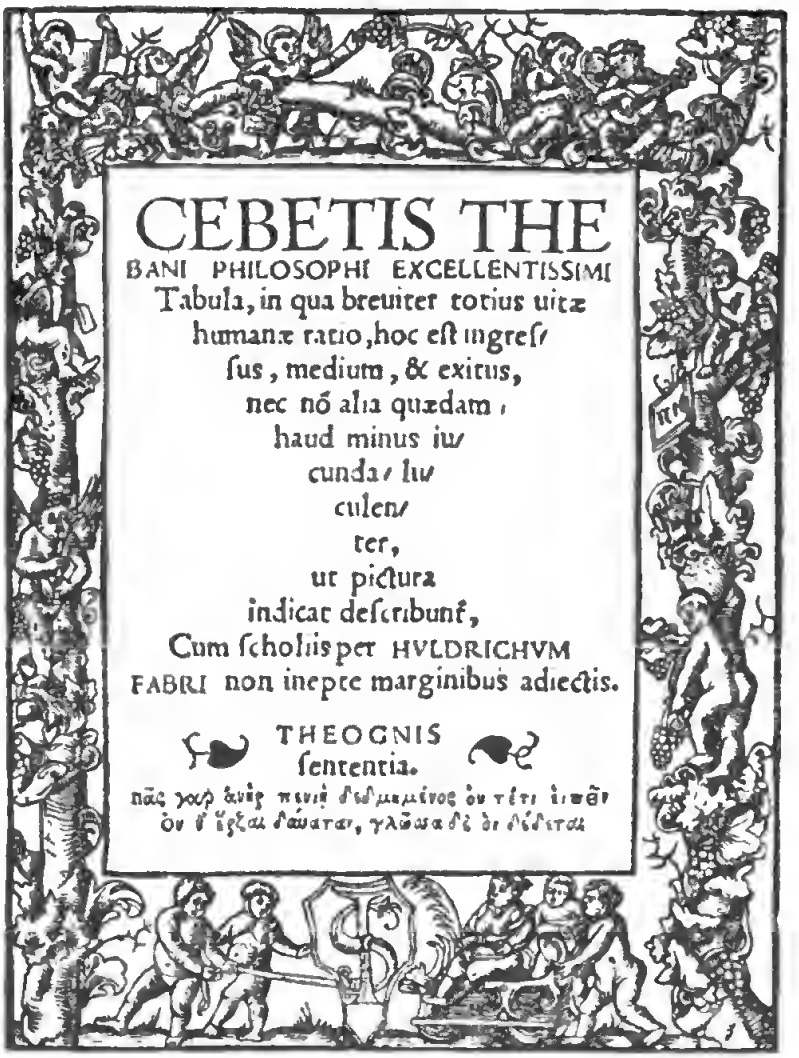
belgische Forscher vermuten, ist unbewiesen, jedenfalls gebührt aber Johann von Westphalen der Name des ausgezeichnetsten Frühdruckers in Belgien. Durch ihn ward der Grund gelegt zur Blüte der Druckkunst in den Niederlanden, die bald einen solchen Aufschwung nahm, dass sie bereits am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts 26 Druckerstädte zählen konnte, aus denen annähernd 17000 Ausgaben von Wiegendrucken hervorgegangen sind, demnach mehr als die Hälfte aller, auf 30000 geschätzten, Inkunabeln des fünfzehnten Jahrhunderts.

16. Johann Singriener in Wien.

Unter Matthias Corvinus, dem grossen Ungarnkönig und begeisterten Freunde der Künste und Wissenschaften, hielt die Buchdruckerkunst zuerst ihren Einzug in's Land der Magyaren, indem sein Vicekanzler, der Probst Ladislas Geréb 1472 den deutschen Buchdrucker Andreas Hess aus Venedig nach Ofen (Budapest) berief. Hier, in der ungarischen Residenz, vollendete Hess bereits am 5. Juni 1473 auf Kosten des Königs die „Chronica Hungarorum", ein 67 Blatt Kleinfolio umfassendes Werk, das heute nur noch in neun Exemplaren vorhanden ist und als das älteste, in Oesterreich-Ungarn erschienene, datierte Druckwerk angesehen wird.

Nach der schönen Kaiserstadt an der Donau kam die Kunst Gutenbergs erst um das Jahr 1482. Um diese Zeit erschienen, wahrscheinlich durch einen „fahrenden Drucker" hergestellt, in Wien die frühesten Druckwerke. Der älteste bekannte Wiener Typograph war Johann Winterburg (1492–1519), nach seinem Geburtsorte bei Kreuznach so genannt, der die Kunst vermutlich in Mainz gelernt hatte. Nach ihm kommt der Schlesier Hieronymus Vietor (1510—1531) und sodann, als der hervorragendste Wiener Frühdrucker, *Johann Singriener* (Singrenius, Syngriener) aus Oettingen in Bayern. Wann er geboren wurde, ist unbekannt; wahrscheinlich kam er schon frühe nach Wien und lernte vielleicht bei Vietor, mit dem er dann von 1510 an gemeinsam vier Jahre arbeitete. Hierauf trennte er sich

von letzterem, behielt aber das von beiden geführte kaiserliche Wappen bei. Im Jahre 1518 wohnte Singriener in der Weihburggasse, später besass er das Haus



Johann Singrieners Rahmen und Druckprobe.
Aus: Mayer, A., „Wiens Buchdruckergeschichte". Bd. I. Wien 1883.

in der Riemerstrasse, „am Ekh, do man in den viechhof zu sand Jakob geet," samt dem daranstossenden, und nach dem Verkauf dieser Häuser, das Haus „Unter den Tuchlauben" (Nr. 158), das sogenannte „Winterhaus".

Wie die Ausstattung und Verschiedenartigkeit seiner zahlreichen Presserzeugnisse beweist — sein Biograph M. Denis hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts deren 253, und Anton Mayer, der verdienstvolle Verfasser von „Wiens Buchdruckergeschichte“ (1883) noch weitere 161 gezählt — war Singriener ein ebenso gebildeter, wie unternehmender Mann. Die meisten seiner Drucke sind durch die schöne römische Type auffallend, dabei finden sich alle Formate von Folio bis Duodez nicht nur bei deutschem und lateinischem, sondern auch mit französischem, griechischem und hebräischem Text.

Gleich Tüchtiges leistete Singriener als Schriftgiesser, so dass kleinere Druckereien häufig von ihm Typen bezogen. In seiner vortrefflich eingerichteten Offizin wirkten wissenschaftlich gebildete Korrektoren und sogar gelehrte Setzer, wie Hedwiger von Schweinfurt.

Als erstes Druckwerk aus Singrieners Presse gilt des Albertus Magnus „Philosophia naturalis“, als letztes das Gebetbuch des Bischofs Nausea für die Königin Anna, Gemahlin des römischen Königs Ferdinand I. Welch grosse schöne Schriften, namentlich Antiqua, der Meister führte, zeigen u. a. seine Ausgaben „Cicero de lege Manilia“ (1522) und „Jul. Solinus Polyhistor“ (1520), beide in 4°, die aber noch übertroffen werden von „Pomponii Melae Hispani, Libri . .“ in Folio mit seiner originellen Titeleinfassung. Auch die prachtvolle Gelegenheitsschrift „Voluptatis cum virtute disceptatio“ von 1515, auf sechs Quartblättern mit Holzschnitten und drei Singchören verdient besondere Erwähnung. Am 8. Mai 1517, also erst vier Jahre nach Eröffnung seiner Offizin, konnte Singriener schon ein 71 Foliobogen starkes Werk, des Stephan Verböcz „Tripartitum opus juris hungarici“, in einem Zeitraume von nur 40 Tagen druckfertig herstellen, ein glänzendes Zeugnis für seine hervorragende Leistungsfähigkeit und ungewöhnliche Energie. Die in

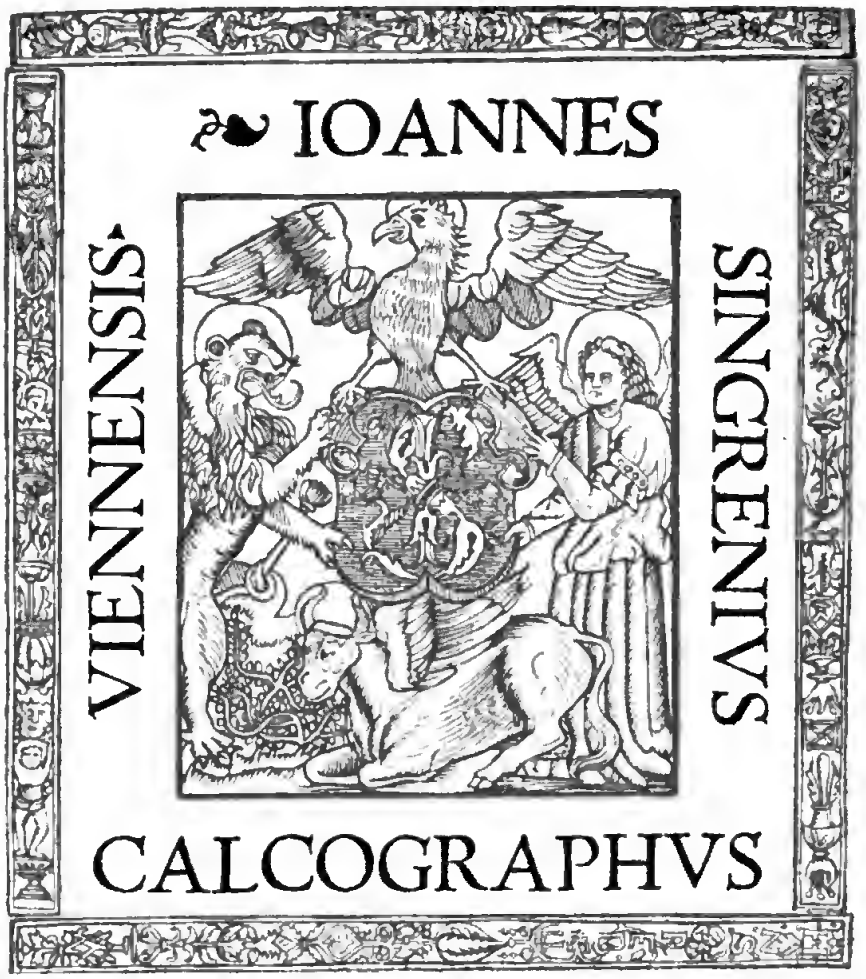
dem Buche vorkommenden Druckfehler entschuldigte der Meister, „welcher tapfer hinter seinen Leuten her sein musste“, mit der knapp bemessenen Zeit, dennoch dürfte es selbst heute nicht leicht sein, eine so umfangreiche Arbeit — das Buch ist mit grosser Antiqua und gotischen Aufschriften gedruckt — in so kurzer Frist zu liefern. Jedenfalls war das Singriener'sche Personal gut geschult und zahlreich genug, um eine so erstaunliche Leistung zu vollbringen, doppelt erstaunlich, wenn man bedenkt, wie schwerfällig damals noch das Setzen, Korrigieren, Umbrechen, Auftragen der Farbe, und das eigentliche Drucken auf der alten Holzpresse vor sich ging. Für diesen Schnelldruck zeigte sich der Verfasser erkenntlich durch ein wertvolles Geschenk, wogegen Singriener wieder dem Geschenkgeber sein 1517 gedrucktes Werk „Petronius Arbiter Poeta“ wie folgt widmete: „Dem ausgezeichneten Manne und Herrn, Magister Stephanus de Verböcz, Statthalter der königlichen Majestät des ruhmreichen Königreiches Ungarn der Buchdrucker Johann Singrenius sich unterthänig empfiehlt. Als vor ungefähr vier Monaten das in der That vortreffliche Werk über das ruhmreiche Königreich Ungarn und über seine Privilegien in unserer Buchdruckerei nicht ohne grosse Mühe vollendet wurde, und ich mit einem überaus prachtvollen Geschenke, das Eure Excellenz übersendet hatten, in zarter Weise beschenkt wurde, da dachte ich nach, was ich als Geschenk zurückschicken sollte, das eines solchen Mannes würdig wäre.“

Mit der Ausdehnung seines Geschäftes wuchs auch sein Ansehen, und ausgezeichnete Wiener, wie der Bischof Nausea und dessen Vorgänger, verkehrten mit dem Meister, spendeten seinem Können reiches Lob, und der Wiener Dompropst Paul von Oberstein übernahm sogar Patenstelle bei seinen Kindern. Ebenso wurden auswärts Singrieners Arbeiten sehr geschätzt; am Schlusse

eines 1515 gedruckten Werkes z. B. sagt Konrad Scipio (Steck) aus Stuttgart: „Grossen Dank schuldet die studierende Jugend dem Singriener, Dank schuldet der Greis, der ausgeprägte Grundsätze liebt. Sein Brauch ist's, mit vergnüglicher Mühe seine Pflicht zu erfüllen und für beide seine Arbeit abzuwägen. Seine Gewohnheit ist's, korrekte Druckwerke durch Geschenk zu verbreiten und feste Freundschaft zu pflegen."

1522 erschien zum erstenmal Name, Ort und Jahr auf einem seiner Drucke, in denen er sich auch Singryener, Singre und J. S. mit dem Zusatze Viennae Austriae, Viennae Pannoniae u. a. zu nennen pflegte. Sein kleines Druckerzeichen kommt oft in zierlichen Titeleinfassungen vor, zuweilen jedoch führt er in den grossen Ausgaben das abgeänderte Buchdruckerwappen als eigenes, auf welchem statt des Löwen ein Greif den Druckerballen umkrallt. 1518 erschien Singrieners erster griechischer Druck, eine Schrift des Basilius, 1519 sein erstes deutsches Buch „Seneca von den vier Kardinaltugenden", 1521 eine französiche Ausgabe der „Oratio in Imperiali Conventu Bormaciensi", 1523 das bekannte musikalische Werk des Lautinisten Hans Judenkinig, und 1544 „De Bello Turcis in ferendo . ." von Sylvester Pannonius, worin zum erstenmal in Wiener Drucken hebräische Lettern vorkommen. 1540 erhielt Singriener ein Privilegium, alle landesherrlichen Verordnungen drucken zu dürfen, die aber fast ausnahmslos ohne seinen Namen veröffentlicht wurden, sonst war die Richtung seines Verlags dem Zug der Zeit entsprechend, also eine vorwiegend humanistische. Während seiner 35jährigen Druckerthätigkeit erwarb Singriener ein grosses Vermögen. Er war zweimal verheiratet; seine erste Frau, mit Namen Elisabeth, hinterliess ihm zwei Söhne, Matthäus und Johann, die zweite, Johanna, schenkte ihm einen Sohn, Sigmund Philipp, und am Ende des Jahres

1545 segnete er selbst das Zeitliche. Er wurde auf dem Stephansfriedhofe begraben. Geschäftsnachfolger ward zuerst sein ältester Sohn Matthäus, der sich 1546 mit seinem Bruder Johann zu gemeinschaftlicher Arbeit verband,



Johann Singrieners grosses Druckerzeichen.
Aus: Mayer, A., „Wiens Buchdruckergeschichte". Bd. I. Wien 1883.

einige Jahre darauf aber einen anderen Beruf erwählte, während Johann das väterliche Unternehmen weiterführte und dem alten Druckernamen neuen Glanz verlieh.

Wie der eingangs erwähnte König Corvinus die Einführung der Buchdruckerkunst in Ungarn begünstigt hat,

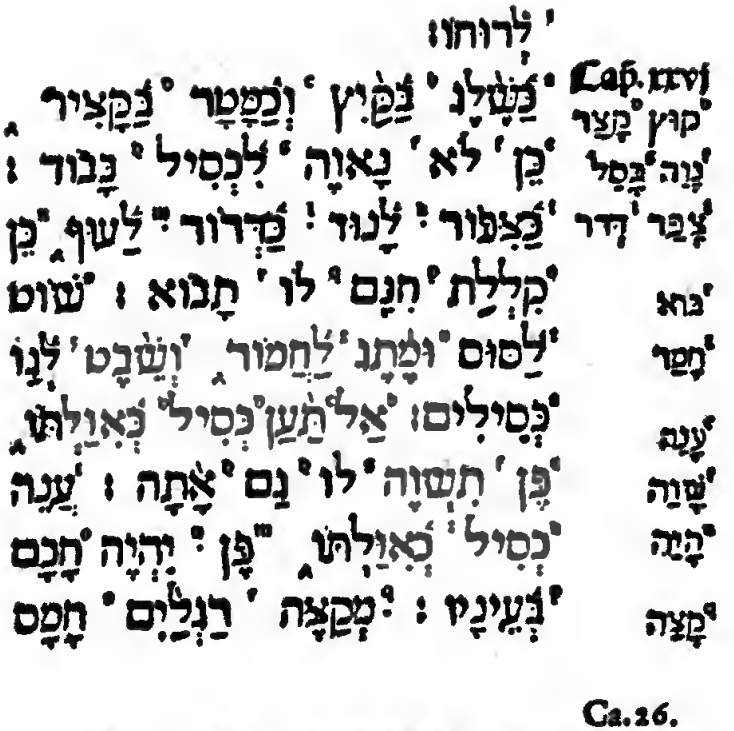
so haben nach ihm Oesterreichs Herrscher die Typographie in ihren Ländern wesentlich gefördert, und die Jünger Gutenbergs sind stolz darauf, dass kein Geringerer als Kaiser Josef II. einst den Hebel schwang. Hat doch der erhabene Monarch als Kronprinz 1755 in einer kleinen, eigens für ihn eingerichteten Druckerei, unter dem Wiener Buchdrucker Johann Thomas Trattner und dessen Faktor Joseph Georg Trassler, die schwarze Kunst gründlich erlernt. Ein zum Geburtstage seiner Mutter von ihm verfasstes, und eigenhändig in zwei Kolumnen gesetztes und von der Presse abgezogenes, Gedicht legt Zeugnis ab von der Kunst des gekrönten Buchdruckers.

17. Arnald Guillen de Brocar in Alcala.

Die Staaten der pyrenäischen Halbinsel, obgleich sie durch frühzeitige Pflege von Kunst und Wissenschaft sich auszeichnen, erhielten später als andere Kulturländer die Typographie. Auch hier waren es Deutsche, welche die „Königin der Erfindungen" zuerst eingeführt und bis zum Ende des 15. Jahrhunderts durch etwa 280 Druckwerke verbreitet haben. Der Deutsche Lambert Palmart (Palomar), Spaniens ältester Typograph, wirkte in Valencia und ist durch 13 bedeutende Drucke vertreten; im ganzen wurde bis zum Jahre 1500 von 26 Deutschen in 19 verschiedenen Städten Spaniens und Portugals in 11 eigenen Druckereien gearbeitet, während gleichzeitig nur 9 Städte spanische Drucker aufweisen, wie K. Häbler, der verdienstvolle deutsch-spanische Bibliograph („Centralblatt für Bibliothekswesen" 1894), berechnet hat. Als Spaniens berühmtester Frühdrucker gilt jedoch der rätselhafte *Arnald Guillen de Brocar* (auch Brocario), von dem nicht einmal bekannt geworden, wann und wo er geboren wurde und starb, und welcher Nation er angehörte. Die Spanier hielten ihn für einen Deutschen, und wahrscheinlich hatte er seine Kunst in Deutschland erlernt, Häbler dagegen vermutet in einer 1897 zu London veröffentlichten, äusserst wertvollen Abhandlung („The early printers of

Spain and Portugal"), er sei südfranzösischer Abkunft, denn sein Name und seine anfängliche Thätigkeit in Orten, die auf dem Wege von Frankreich nach Kastilien liegen, sprächen dafür. Vielleicht stammte er aus Brocas, einer kleinen Stadt im Departement Landes. Seine ruhmvolle Laufbahn begann 1489 zu Pampelona in Navarra, und sein erstes 1495 dort vollendetes Druckwerk war das „Compendio de la humana salud". Da Brocar 1500 Pampelona wieder verlassen hat, und seine Presse dort die einzige bis spät in's 16. Jahrhundert geblieben ist, so dürfen ihm auch die wenigen Pampeloner Inkunabeln ohne Datum und Druckernamen bis 1500 zugeschrieben werden, so dass sich die Zahl seiner dortigen Presserzeugnisse auf 16 feststellen lässt. Warum er Pampelona verlassen hat, ist nicht ermittelt, vielleicht geschah es aus Familienrücksichten, worauf sein später vorkommendes Druckerzeichen mit dem Motto: „Inimici hominis domestici eius" deutet. Zu Pampelona, und auf seinen frühen Drucken aus Logroño, gebranchte er nur eine kleine Marke mit Zirkel, Druckerstab und seinen Initialen in Weiss auf schwarzem Grund mit Verzierung; dass er überhaupt ein Druckerzeichen führte, weist auf Beziehungen zu Deutschland hin, wo sich zu jener Zeit ähnliche Zeichen vorfinden. Zu Logroño begann Brocar 1503 seine Thätigkeit, und hier legte er auch den Grund zu seinem künftigen Ruf und Wohlstand, er nennt sich Meister der Presse von Logroño 1504, und Bürger dieser Stadt um 1513, und wiederholt diese Angaben sogar in einigen seiner Drucke aus Alcala, wohin er sein Hauptgeschäft verlegte, während er gleichzeitig drei Filialen, zu Logroño, Toledo und Valladolid, unterhielt. Die Offizin zu Alcala entstand in Folge seines freundschaftlichen Verhältnisses zu dem Universitätsprofessor Antonius Nebrissensis, von dem er verschiedene Schriften zu Logroño 1508 und später ver-

legt hatte. Wahrscheinlich auf Empfehlung dieses Gelehrten ward Brocar vom Kardinal Ximenez zur Leitung der in Alcala eingerichteten Druckerei berufen. Hier, in dem alten Complutum, hatte der Kardinal 1498 eine Universität gegründet und einen Kreis namhafter Gelehrten, namentlich Linguisten, um sich versammelt. Diese, sowie die Studierenden der neuen Hochschule, brauchten Bücher, und dafür sorgte nun Brocar zunächst durch eine Anzahl von Klassiker-Ausgaben. Sein erstes Druckwerk in Alcala erschien am 26. Februar 1511, da er aber noch 1513 sich Bürger von Logroño nannte, wird er erst im nächsten Jahre, nachdem die Druckerei in Logroño aufgegeben war, sich dauernd in Alcala niedergelassen haben. Seit diesem Zeitpunkte nahm auch die Zahl seiner Presserzeugnisse in Alcala bedeutend zu, so dass er wegen Ueberhäufung mit Arbeit schon im Herbst 1512 eine zweite Auflage des „Dictionarium“ von Antonius Nebrissensis bei Friedrich Biel in Burgos, allerdings auf seine Kosten und unter seinem Zeichen, musste drucken lassen. In den Jahren 1514—1517 kam sein wertvollstes und umfangreichstes Werk, die berühmte Complutensische Polyglotten-Bibel in 6 Foliobänden zur Ausführung. Der Plan dazu ging vom Kardinal Ximenez aus, dessen Absicht bei Herstellung der Polyglotte der Prolog verrät; in demselben wird ausgeführt, „es sei keine Uebersetzung im stande, den vollen Sinn des Originals auszudrücken, am wenigsten bei der Sprache, in welcher Christus selbst geredet habe. Zudem wichen auch die Handschriften der lateinischen Uebersetzungen zu sehr von einander ab, als dass man nicht Verfälschungen, meistens durch Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Schreiber entstanden, argwöhnen sollte. Darum habe er die Bibel in den Ursprachen mit den verschiedenen Uebersetzungen zu drucken befohlen, und dazu der Hilfe ausgezeichneter Sprachkenner sich



לרוחו׃

Cap. xxvj

כַּשַּׁלֶג בַּקַּיִץ וְכַמָּטָר בַּקָּצִיר
כֵּן לֹא נָאוָה לִכְסִיל כֶּבוֹד׃
כַּצִּפּוֹר לָנוּד כַּדְּרוֹר לָעוּף כֵּן
קְלָלַת חִנָּם לֹא תָבוֹא׃ שׁוֹט
לַסּוּס מֶתֶג לַחֲמוֹר וְשֵׁבֶט לְגֵו
כְּסִילִים׃ אַל תַּעַן כְּסִיל כְּאִוַּלְתּוֹ
פֶּן תִּשְׁוֶה לּוֹ גַּם אָתָּה׃ עֲנֵה
כְסִיל כְּאִוַּלְתּוֹ פֶּן יִהְיֶה חָכָם
בְּעֵינָיו׃ מְקַצֶּה רַגְלַיִם חָמָס

Ca. 26.

Sicut ros in tpe messis ⁊ sicut pluuia in
Ωσπερ δρόσος ἐν ἀμητῷ καὶ ὥσπερ ὑετὸς ἐν
vere: sic nō est stulto gīa. Sicut anes vo-
θέρει, οὕτως οὐκ ἔστι ἄφρονι τιμή. Ωσπερ ὄρνια πτί
lāt ⁊ passeres: sic maledictio iusto nō superue
πτάμενα καὶ στρουθοί, οὕτως ἀρὰ ματαία οὐκ ἐπιλεύ-
nict vlli. Sicut flagellū equo ⁊ stimul⁹ asino:
σεται οὐδενί. Ωσπερ μάστιξ ἵππῳ καὶ κέντρον ὄνῳ,
sic virga gētī inique. Ne respōdeas stul-
οὕτως ῥάβδος ἔθνει παρανόμῳ. Μὴ ἀποκρίνου ἄφρο
to iuxta ei⁹ stultitiā: ne similis fias ei
νι κατὰ τὴν ἐκείνου ἀφροσύνην, ἵνα μὴ ὅμοιος ᾖς αὐ
sed respōde stulto ad ei⁹ stulti
τῷ. Ἀλλὰ ἀποκρίνου ἄφρονι πρὸς τὴν ἐκείνου ἀφρο
tiā: ne videat sapiēs apud semetipm. Ex
σύνην, ἵνα μὴ φαίνηται σοφὸς παρ' ἑαυτῷ. Ex τῶν
suis vīs opprobrijs
ἑαυτοῦ ὀνειδῶν ὀνειδος

Brocarsche Druckprobe aus seiner Polyglotten-Bibel (Hebräisch, Griechisch und Lateinisch). Bd. 8. 1517.

bedient, wie er andererseits die besten und ältesten griechischen und hebräischen Handschriften von allen

Seiten herbeizuschaffen bemüht gewesen sei.“ Ximenez hatte mit den Vorbereitungen schon 1502 begonnen und die Arbeit an die ausgezeichnetsten Fachgelehrten, meist Spanier — aber auch ein Grieche und ein Jude waren darunter — verteilt; der Kardinal kaufte ausserdem dazu 7 hebräische Handschriften, entlieh andere seltene Manuskripte aus der vatikanischen Bibliothek, und verausgabte für dieses grösste litterarische Werk Alcalas die Summe von 50,000 Goldkronen. Von den 6 Foliobänden der Polyglotte enthalten 4 Bände das alte Testament, ein Band das neue Testament, und ein Band das Vocabularium. Das neue Testament war bereits 1515, noch vor der Ausgabe des Erasmus, gedruckt; da aber Leo X. erst 1520 die Veröffentlichung erlaubte, gewann letzteres den Vorsprung vor ihm, und es gelangte erst 1522 in den Verkehr.

Der ganze Druck des grossen Werkes war schon 1517 vollendet, und als damals Brocars ältester Sohn Juan das erste fertige Exemplar dem Kardinal überreichen durfte, wies der ausgezeichnete Kirchenfürst gen Himmel und dankte Christo, dass er ihm gegeben habe, das Werk, auf das er so viel Mühe verwendet, zum gewünschten Ende zu führen. Brocar brachte das riesenhafte Unternehmen, das später noch oft als Vorbild diente, warmes Lob und den Ehrennamen des *ersten Druckers* in Spanien ein, und zwar mit Recht, denn wer heute noch die kostbaren Bände der Polyglotte betrachtet, der muss erstaunt sein, sowohl über die Schärfe und Klarheit der hebräischen, griechischen und lateinischen Typen, wie über den frischen Glanz der Farbe und die Güte des Papiers. Damals erreichte Brocars Leistungsfähigkeit ihren Höhepunkt, und als Karl V. Spanien im Jahre 1517 zum erstenmal besuchte, soll der Meister dem mächtigen Herrscher und den einflussreichsten Personen am Hofe gehuldigt und, von seinem

Freunde Antonius empfohlen, neue Ehren und Vorteile dadurch errungen haben.

Thatsache ist, dass er 1517 nach dem Drucke der Chronik Johanns II. von Kastilien von Perez de Guzman, den er auf Befehl Karls V. in Logroño ausführte, für dieses Meisterwerk der Typographie den Titel eines königlichen Hofbuchdruckers („typographus regius“) erhalten hat. Um jene Zeit wurde ihm auch die Konzession erteilt, alle Bullen und Ablassbriefe für ganz Spanien drucken zu dürfen, was sein Ansehen und Vermögen nicht wenig vermehrt haben mag. Da diese, den Klöstern des heil. Peter Martyr zu Toledo und Unserer Jungfrau von Prado zu Valladolid gewährte, Konzession hierauf an Brocar übergegangen war, stellte er an beiden Orten zwei Pressen auf, ohne damit die bereits in Logroño und Alcala vorhandenen aufzuheben. Grösstenteils lieferten diese, im Bereiche der Klöster aufgestellten, Hilfspressen Ablassbriefe, aber auch andere umfangreichere Drucke gingen aus ihnen hervor, so zwischen 1518—1521 in Toledo 5 Buchausgaben, und zwischen 1515—1519 ebenso viele in Valladolid. Die Gesamtzahl von Brocars Druckwerken ist sehr beträchtlich und erreicht nahezu 100, aber nur 16 davon gehören der Inkunabelnzeit an. Sein Tod muss gegen Ende des Jahres 1523 erfolgt sein. Freilich tragen noch im folgenden Jahre erschienene Bücher seinen Namen, aber seine Söhne, sowie sein Schwiegersohn und erster Nachfolger Miquel de Equia, welche die Erlaubnis zur Fortsetzung des Geschäftes erst im Dezember 1523 erbeten hatten, waren damals schon die wirklichen Herausgeber. Von nun an arbeiteten die Pressen zu Logroño und Alcala unter Equias Leitung, und erst nach dem Verschwinden desselben, 1538, übernahm sie des Gründers ältester Sohn Juan und führte sie bis 1552 weiter.

Mehrere Jahre vor dem ersten Auftauchen Brocars gehörte kein Geringerer als Christoph Columbus dem spanischen Buchhandel an. Im Jahre 1484 nämlich wandte sich der zukünftige Entdecker Amerikas von Portugal nach Spanien, trat aber hier erst am 6. Januar 1486 in die Dienste des Königs. Unterdessen genoss er die Gastfreundschaft des Herzogs von Medina-Coeli in der Stadt Cogolludo, bei dem er freie Wohnung hatte, während er für seine übrigen Bedürfnisse selbst sorgen musste. Aus dieser Zeit nun berichtet Andreas Bernaldes, ein Palastgeistlicher des spanischen Königs: „Es war da ein Mann aus den genuesischen Landen, Händler mit gedruckten Büchern, welcher hier in Andalusien seine Waren feilbot, und welcher Christoph Columbus hiess.“ Der Ausdruck „in Andalusien feilbot“ lässt den Schluss zu, wie Friedrich Kapp („Geschichte des Deutschen Buchhandels“, Leipzig 1886) hervorhebt, dass Columbus als Kolporteur im Lande herumgezogen, um seinen Unterhalt zu verdienen. Die Vorliebe des Vaters für Bücher erbte sein Sohn, denn Ferdinand Columbus gründete eine Bibliothek von 12,000 Bänden, die Columbina, welche er dem Dominikaner-Kloster San Pablo in Sevilla vermachte und regelmässig durch Ankäufe in sechs, testamentarisch namhaft gemachten, Städten ergänzen liess.

18. William Caxton in London.

Als erster Buchdrucker Englands gilt *William Caxton,* geboren um das Jahr 1421 im Walde („weeld") von Kent, einer waldreichen Landschaft des südöstlichen Englands, wahrscheinlich in der Nähe von Hadlow, wo die Caxtons (oder Caustons) Grundbesitz hatten. Unter Eduard III. (1327—77) waren gegen 80 flämische Familien in Kent angesiedelt worden, um die dort massenhaft gewonnene Schafwolle, welche bisher nach Flandern ausgeführt worden war, im Lande selbst zu Tuchen verarbeiten zu lassen. Somit beruhten der Wollhandel und die Beziehungen zu den Niederlanden bei Caxton auf heimatlichen Traditionen, denn, nachdem er im Hause des Londoner Grosskaufmanns Alderman Robert Large von 1438 bis zu dessen Ableben 1441 den Handel erlernt hatte, und zwar mit solchem Erfolg, dass ihm sein Prinzipal ein für damals bedeutendes Legat hinterliess, ging er zu seiner Fortbildung in's Ausland. Hier tauchte er bald in den Niederlanden auf und gewann unter den in Brügge ansässigen englischen Kaufleuten solche Bedeutung, dass ihn der König zum Konsul der dortigen Kolonie, oder zum Gouverneur der „English Nation in Low Countries" ernannte. So schloss er 1464 zugleich mit Richard Whetehill einen Handelsvertrag zwischen Eduard IV. und dem Herzoge Philipp von Burgund, und erwarb sich dadurch die Gunst beider Höfe in solchem Grade, dass er, als Eduards Schwester Margarete mit dem Herzog Karl von Burgund vermählt wurde, eine

Anstellung an ihrem Hofe erhielt. Dieselbe scheint litterarischer Natur gewesen zu sein und Caxtons Neigung nach dieser Seite entsprochen zu haben, denn angeb-

William Caxton.
Nach Lewis' „Life of Mayster Wyllyam Caxton". London 1737.

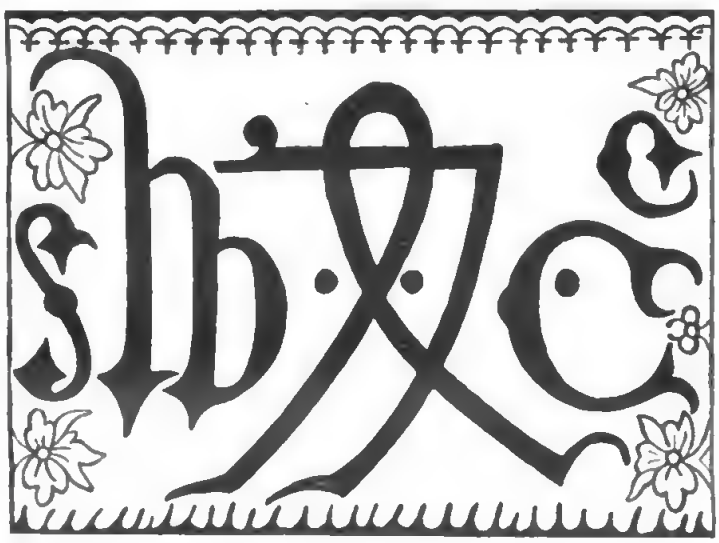
lich auf Veranlassung der Gemahlin Karls des Kühnen übersetzte er seit 1469 Raoul le Fèvres „Recueil des histoires de Troyes" in seine Muttersprache. Die Uebersetzung gefiel so, dass er sich entschloss, sie drucken

zu lassen; so erschien in den Jahren 1473—74 das erste, in englischer Sprache gedruckte, Buch, 351 Folioseiten stark, unter dem Titel: „The recuyell of the historyes of Troy“ wahrscheinlich bei dem berühmten Schönschreiber Colard Mansion, dem er 1472 in Brügge eine Druckerei einrichten half, nachdem er sich schon 1471 in Köln die Technik des Druckens als Volontär angeeignet hatte.

Die denkwürdige Schlussschrift der Uebersetzung lautet auf deutsch: „Hier habe ich dieses Buch vollendet, ich habe es übersetzt, indem ich dem Verfasser folgte, in Gott, der mir die Fähigkeit gegeben hat. Nun aber, bei dem Schreiben dieser Uebersetzung, ist meine Feder abgenützt worden, meine Finger sind ermüdet und zittern, und meine Augen sind trüb geworden von dem Glanze des weissen Papiers, mein Mut hat aufgehört und ist scheu geworden vor der Arbeit, welche ich einst geliebt habe, und das Alter untergräbt und schwächt jeden Tag meinen Körper. Da ich aber verschiedenen Herren und Freunden versprochen habe, ihnen dieses Buch, sobald ich könnte, zu schicken, so habe ich mich der Erlernung und Ausübung der Buchdruckerkunst auf meine Kosten und mit grossen Auslagen unterzogen, um dieses Buch in Druck zu bringen. Dieses Buch ist nicht geschrieben mit der Feder und mit der Tinte, wie andere Bücher. Es sollte alles zu seiner Zeit übergeben werden, deshalb sind alle Exemplare dieser Geschichte, betitelt „Recuyell of the historyes of Troy“, so wie sie hier vorliegen, an einem Tage zu drucken beendigt worden.“

Beim Druck seiner Uebersetzung gewann Caxton jedenfalls einen tieferen Einblick in das Wesen der Typographie und fasste nun den Entschluss, dieselbe in seinem Vaterlande einzuführen; er schaffte sich also eine Druckerei-Einrichtung an und kehrte damit, nach

35jähriger Abwesenheit, nach London zurück. Hier, in der Nähe der Westminster-Abtei, richtete er nun seine Offizin ein — die erste in England — und hier wirkte er noch 15 Jahre lang als Drucker, wie als Uebersetzer eines Teiles seiner Verlagswerke, besonders älterer Dichtungen. Namentlich erwarb sich Caxton hierbei grosse Verdienste um die Entwicklung der englischen Schriftsprache durch seine Uebertragungen aus dem Französischen, Lateinischen und Vlämischen.



Caxtons Monogramm.

Wichtig für die Erfindungsgeschichte der Typographie ist auch eine Stelle in Caxtons Fortsetzung des Poly-Chronikon von Ran. Higden, London 1482. Er sagt darüber: „Ungefähr um diese Zeit (um 1455) wurde die Druckkunst zuerst in Mainz in Deutschland erfunden. Inzwischen ist die Kunst an vielen Orten der Welt verbreitet und Bücher sind viel billiger und in grosser Zahl durch diese Kunst zu haben."

Wäre aber die Druckkunst vor Gutenberg in Holland erfunden worden, wie die Costerianer behauptet haben, so hätte doch Caxton, der über 30 Jahre in Köln

und den Niederlanden gelebt, sicher davon vernommen und nicht Mainz als Geburtsstadt der Erfindung bezeichnet.

Auch der Durchsicht und Verbesserung der englichen Texte Anderer widmete sich Caxton, während er wohl die rein technische Seite des Betriebes seinen Gehilfen überliess. Von letzteren sind zu nennen: Richard Pynson, Robert Copland und, last not least, Wynken de Worde, der auch nach des Meisters Ableben die Firma mit dem alten Verlegerzeichen weiterführte.

Sieben von Caxtons Drucken waren bereits in Brügge erschienen, das erste in London herausgegebene Werk bildete das von ihm selbst aus dem Französischen übersetzte, ursprünglich lateinische, Buch über das Schachspiel „The game and playe of the chesse“ 1474, Folio; sein letzter datierter Druck ist die englische Uebersetzung der Aeneide Virgils 1490; drei Drucke erschienen nach seinem Ableben, im ganzen lassen sich 94 Druckwerke von Caxton feststellen, obwohl ihre Zahl weit grösser sein mag. Das British Museum besitzt (nach Proctors Index) 71 Nummern davon. Als sein Hauptwerk wird angesehen „The golden legend“, 892 Seiten stark und mit vielen Abbildungen, von dem jedoch kein vollständiges Exemplar erhalten ist; umfangreiche Presserzeugnisse sind ferner: Chaucers „Canterbury tales“ in zwei Auflagen von je 742 und 662 Seiten, „Polychronicon“, 890, und „The noble history of King Arthur“ 862 Seiten stark. Die noch bekannten 500 bis 600 Exemplare seiner Druckwerke befinden sich fast alle in englischem Besitz, und die meisten darunter haben einen hohen Liebhaberwert; so erzielte z. B. ein unvollständiges Exemplar der „historyes of Troy“ in der Versteigerung des Herzogs von Roxburgh über 21 000 Mark. Obgleich Druckschwärze und Papier der Caxtonschen Presserzeugnisse gut waren, werden die-

selben, was Typen und Holzschnitte betrifft, von vielen anderen des Kontinents aus der gleichen Zeit übertroffen.

Caxton scheint etwa um das Jahr 1469, als er in den Hofdienst eintrat, geheiratet zu haben, und zwar eine Edeldame der Herzogin von Burgund. Seiner Ehe entsprang eine Tochter, Elisabeth (die 1496 von ihrem Manne, einem merchant tailor Namens Gerard Croppe, geschieden wurde), und sein Tod erfolgte gegen Ende des Jahres 1491. Er traf ihn noch mitten in emsiger Arbeit, mit der englischen Uebertragung der Vitae patrum beschäftigt. Wie sein verhältnismässig kostspieliges Begräbnis und seine Stiftungen an einzelne Kirchen vermuten lassen, starb er als wohlhabender Mann.

Im Jahre 1820 wurde in der St. Margaretskirche zu Westminster an Caxtons Begräbnisstätte durch den Roxburghe Klub eine Gedenktafel angebracht, ebenso 1883 daselbst ein farbiges Fenster mit Versen Tennysons auf Veranlassung der Londoner Buchdrucker und Buchhändler, und 1877 fand das 400jährige Jubiläum des ersten datierten Druckes, den Caxton in England herausgab, durch Ausstellungen und Festlichkeiten seitens seiner Landsleute statt.

Lorck fasst sein Urteil über Caxton in die Worte zusammen: „Er war ein praktischer Engländer und Geschäftsmann, der nicht den Wissenschaften Opfer brachte oder seine Ehre in korrekten, geschmackvollen Ausgaben der Klassiker suchte, sondern *die* Bücher druckte, von welchen er einen tüchtigen Absatz und raschen Gewinn hoffen durfte. Kann aus den wenigen (?) Exemplaren, die von seinen Büchern auf die Gegenwart gekommen sind, geschlossen werden, so hätte er nicht falsch gerechnet."

Nun, wenn Caxton seinen Beruf von der praktischen Seite erfasst und dadurch der Druckkunst um so leichter

Eingang in sein Vaterland verschafft hat, so gereicht ihm das gerade zum besonderen Ruhm, aber Caxton hat sich auch um die Ausgestaltung der modernen englischen Schriftsprache und ihre Verbreitung durch die Presse Verdienste erworben. Ja in Bezug auf die höheren litterarischen Ziele, die er bei Ausübung der Buchdruckerkunst verfolgte, lässt sich Caxton (wie Dziatzko meint) mit dem älteren Aldus Manutius und den beiden Stephanus in Paris und Genf vergleichen.

19. Johann Snell in Odense und Stockholm.

Die ältesten Schriftzeichen der Germanen, die aus dem lateinischen Alphabet der Römer gebildeten und in Stein gemeisselten, oder in Holz geschnittenen, Runen, waren bei den Bewohnern Skandinaviens noch bis zum Ausgang des Mittelalters vorwiegend in Gebrauch und wurden erst durch die Einführung der Typographie im hohen Norden Europas von dieser verdrängt. Die ersten gedruckten Bücher brachten deutsche Mönche nach Skandinavien, wo anfänglich nur für Zwecke der Kirche und der Schule gedruckt wurde. Für rein wissenschaftliche Studien war damals die Ausdehnung der dortigen Presse noch zu beschränkt und die Kaufkraft zu schwach, denn die Söhne der gebildeten Stände jenes entlegenen Felsenlandes gingen in früher Zeit zu ihrer Fortbildung in's Ausland, namentlich nach Italien, Frankreich und Deutschland — Shakespeare lässt sogar seinen Hamlet in Wittenberg studieren — und bezogen von dorther auch ihre Bücher. So besuchten z. B. noch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Wittenberger Buchhändler fast alljährlich den Markt in Kopenhagen. Der erste Buchdrucker Skandinaviens, *Johann Snell* (Snel), war höchst wahrscheinlich ebenfalls ein Deutscher, er stammte nach neuester Annahme aus Norddeutschland, vielleicht aus Rostock, und nicht, wie früher

angenommen wurde, aus Westphalen oder den Niederlanden. Da Snell 1482 in Dänemark und 1483 bereits in Schweden die Buchdruckerkunst ausgeübt hat, gehörte er vermutlich den Wanderdruckern an, die mit ihrer Presse und ihrem Typenvorrat umherzogen und sich versuchsweise an einem oder dem anderen Orte niederliessen. Ueber die Persönlichkeit des Prototypographen war Näheres nicht zu ermitteln, er soll, nachdem er zuerst 1482 in Dänemark aufgetaucht war, durch den Reichsverweser Sten Sture den älteren und den Erzbischof Jakob Ulffen Oernefot nach Schweden berufen worden, und bald nach 1483 in Stockholm gestorben sein.

Snells erster bekannter Druck, und zugleich das älteste in Dänemark erschienene Druckwerk, ist die lateinische Beschreibung der Belagerung von Rhodus, verfasst von Guilelmus Coarsinus und 1482 in Odense auf Fünen unter dem Titel: „De obsidione et bello Rhodiano“ hergestellt. Ein um jene Zeit erschienenes, aber nicht datiertes, „Breviarium Otthoniense“ wird ebenfalls Snell zugeschrieben, während das älteste in dänischer Sprache gedruckte Buch „Den Danske Riimkrönike“ erst 1495 bei Gottfried von Ghemen herausgekommen ist. Von Odense führt des Meisters Spur nach Stockholm; hier lieferte seine Presse am 20. Dezember 1483 in dem „Dialogus creaturarum moralizatus“ den ältesten Druck Schwedens, dessen Prototypograph er hierdurch ebenfalls wurde. Ob und wieviel Drucke sonst noch von dem Meister herrühren, war bis jetzt noch nicht festzustellen, die Thatsache aber, dass Snell als der erste Bahnbrecher der Kunst Gutenbergs in Skandinavien gewirkt hat, sichert ihm unter den Druckern der Inkunabelnzeit einen Ehrenplatz.

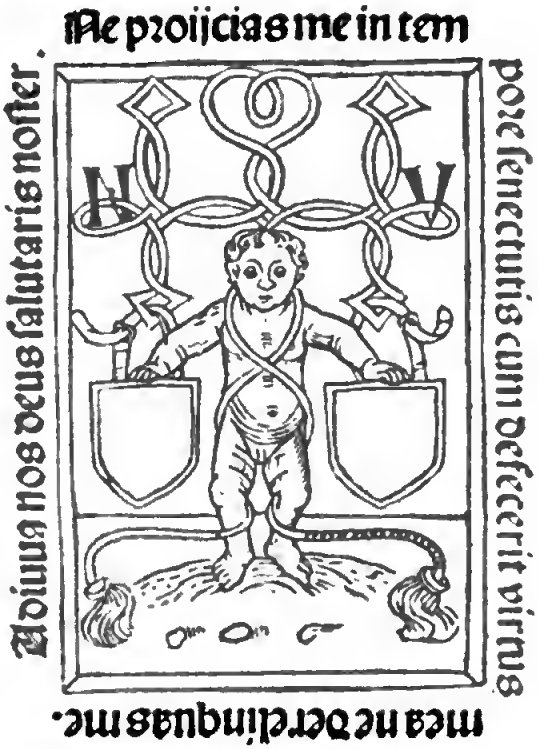
20. Valentin von Mähren in Lissabon.

Das älteste in Portugal gedruckte Buch, der Almanach perpetuus ecclesiasticus astronomi Zacubi, verdankt seine Entstehung dem Juden Mestre (= Magister) Abraham ben Samuel d'Ortas und erschien zu Leiria im Jahre 1484. Fünf Jahre später druckten die Rabbi Eliezer und Samuel Zorba in Lissabon u. a. des Rabbi Moses Nachmanides Kommentar zum Pentateuch, und Eliezers Sohn Zacchäus war ebenfalls als Drucker thätig. War somit die Typographie durch den rührigen Unternehmungsgeist der Juden in Portugal eingeführt worden, so sollte letzteren doch nicht der Druck christlicher Werke überlassen bleiben; die Königin Eleonore, Gemahlin Johannes II., liess daher die Buchdrucker *Valentin aus Mähren* und Nikolaus aus Sachsen nach der Landeshauptstadt kommen und hier die neue Kunst ausüben. Valentin (= Valentin de Moravia oder Valentim Fernandes Allemão) war ein ebenso energischer, wie kenntnisreicher Mann, der sich als „servidor e empremidor de sua Alteza" bald eine hochangesehene Stellung errang. Nach Deslandes („Documentos para a historia da typographia . . .", Lisboa 1888) druckte Valentin in Lissabon (1495—1516) bald allein, bald zusammen mit Nikolaus von Sachsen, Johann Peter von Cremona und Hermann von Campos, und zwar gab er nicht nur die Werke anderer, sondern auch mehrere von ihm selbst gefertigte Uebersetzungen aus dem Spanischen und Italie-

nischen heraus, darunter z. B. am 4. Februar 1502 die berühmte Reiseschilderung des Marco Polo. Auch verfasste er nach den Berichten des Seefahrers Diego Gomes zwei Schriften über dessen Reisen. Ausserdem bekleidete er die Stelle eines Stallmeisters (escudeiro) der Königin, sowie diejenige eines Maklers und Notars bei den Handelsgeschäften, namentlich zwischen den portugiesischen und deutschen Kaufleuten. Valentins Druckgenosse, Nikolaus, stammte aus Sachsen und hatte, gleich vielen anderen Frühdruckern, zuvor ein ruheloses Wanderleben geführt, bis er von 1495 an in Lissabon sich aufhielt und hier verschiedene Drucke herausgab.

Zu dieser Zeit entstand aus der Vereinigung der beiden Meister, als das erste in portugiesischer Sprache in Portugal gedruckte und mit einem Datum versehene Buch, das „Leben Christi“ des Karthäusermönches Ludolphus de Sachsonia. Es wurde auf direkte Veranlassung der königlichen Familie unternommen und, wie die Schlussschrift besagt, gedruckt „in der sehr edlen und immer getreuen Stadt Lissabon, der ersten der Reiche von Portugal, durch die geehrten Meister und Genossen Nikolaus von Sachsen und Valentin von Mähren auf Befehl des sehr erlauchten Herrn, des Königs Dom Johann II. und der sehr erleuchteten Königin, Dona Leonor, seiner Gemahlin“. Die Drucklegung der einzelnen Teile erfolgte vom 14. Mai bis 20. November 1495; das ganze Buch, welches Deslandes „sicherlich eines der typographischen Wunderwerke des 15. Jahrhunderts“ nennt und S. R. Koehler („Zeitschrift für bildende Kunst“, X, 1898/99) näher beschrieben hat, wurde auf Papier, wie auf Pergament, in Folio mit Holzschnitten und der gotischen Type hergestellt. Auf der Rückseite des Titels befindet sich der grosse Holzschnitt, Christus am Kreuze zwischen der Jungfrau und Johannes (nach dem deutschen Meister E. S. von 1466), oberhalb

der Schlussschrift je eine Devise des Königs und der Königin, und unterhalb derselben ein gemeinschaftliches Druckerzeichen. Letzteres stellt ein nacktes Knäblein dar, welches zwei leere Schilde hält, über denen, in einer Ornamentverschlingung, die Buchstaben N und V zu lesen sind. Um das Ganze zieht sich als Umrahmung



Druckerzeichen des Valentin von Mähren und des Nikolaus von Sachsen. Aus der „Zeitschrift für bildende Kunst". X. Leipzig 1898/99

in lateinischer Sprache der psalmartige Spruch: „Verwirf mich nicht zur Zeit des Alters, wenn meine Kräfte schwinden, verlass mich nicht, hilf uns Gott, unser Heiland." Ansserdem führte Valentin eine Marke, die nach Haebler („Centralblatt für Bibliothekswesen", 1894) der später von Friedrich von Basel in Burgos angewendeten ähnelt und auf ein deutsches Vorbild schliessen lässt; sie zeigt einen gekrönten, halb aufgerichteten

Löwen mit langem, gegabeltem Schweif, der mit den Pranken einen um seinen Hals geschnallten Schild stützt, in welchem (schwarz auf weiss) ein V mit dem Kreuz zwischen den beiden Armen des Buchstabens, und an dem Kreuze wieder ein M dargestellt ist.

Von Valentins Drucken sind bis jetzt aus den Jahren 1495—1514 dreizehn festgestellt; die Thätigkeit des Meisters blieb anfänglich in bescheidenem Umfange und steigerte sich erst, als 1496 ein Edikt jedem Nichtchristen bei Todesstrafe den Aufenthalt im Lande verbot, und sowohl der Handelsverkehr, als auch die Wirksamkeit der Missionare in den Kolonien zunahm. So wurde Valentin der Druck der Ordenanças übertragen, einer Sammlung der Landesgesetze, deren Veröffentlichung der König befohlen hatte. Zu diesem Zwecke berief Dom Manuel auch den Drucker Johannes Kromberger 1508 nach Lissabon und verlieh ihm, wie allen fremden Buchdruckern, die sich in Portugal niederlassen wollten, den Titel „Ritter des königlichen Hauses“. Sie mussten jedoch den Besitz von 2000 Dublonen in Gold nachweisen und Altchristen sein. Valentins Druckerei muss während dieser grossen Arbeit wieder in's Stocken geraten sein, denn von dem fünfbändigen Sammelwerke gab die drei letzten Bände 1514 sein Kollege Giovanni Pietro Buonhomini aus Cremona heraus, der gleichzeitig mit ihm in Lissabon wirkte. Ein Jahr vorher verschwindet Valentin von der Bildfläche, ohne dass es ersichtlich, ob sich durch Geschäftsaufgabe, Wegzug oder Tod seine Spur verloren hat.

Die Nationalbibliothek in Lissabon besitzt von Valentins Presserzeugnissen, ausser einem vollständigen Exemplar der „Vita Christi“, noch ein anderes illustriertes Werk des Meisters, und zwar das einzige bekannte Exemplar der „Estoria de muy nobre Vespasiano emperador de roma“, vollendet in Lissabon am 20. April 1496,

in Klein-Quart mit gotischen Lettern. Ueberhaupt sind portugiesische Frühdrucke äusserst selten, in Lissabon sollen unter 739 Inkunabeln nur 4 portugiesische, in Oporto unter 109 Inkunabeln nur 2 einheimische Drucke zu finden sein, während im British Museum 9, und in der Bodleian Bibliothek zu Oxford 7 portugiesische Inkunabeln vorhanden sind.

* * *

So sind vor mehr als 400 Jahren deutsche Setzer und Drucker bis hoch in den Norden und tief in den Süden und Westen Europas gezogen, um ferne Lande der Lichtkunst Gutenbergs zu erobern. Das Blei, das sie auf ihrem Siegeszuge mit sich führten, waren keine todbringenden Geschosse, sondern lebenfördernde Lettern, und ihr unvergänglicher Ruhmestitel bleibt, dass sie sich (nach dem Ausspruche von Spaniens genialstem Dramatiker Lope de Vega) allezeit bewährt haben als *„die Waffenschmiede der Bildung“*.

1/5782 hof

NOV 5 1962

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C027361291